

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 4

April 1932

Jahrgang IX

Eine barocke Marienstatue des Bildhauers Hampel

Von Franz Landsberger

In ihrem gutem Buch über die „Schlesische Mariensäule“ (Breslau 1931) nennt Dr. Lydia Baruchsen im anhängenden Katalog (S. 118 f.) eine Marienstatue mit dem Kind, die in Frankenstein in der Münsterberger Vorstadt steht. Sie zitiert dort auch die Inschriften am Postament, und zwar:

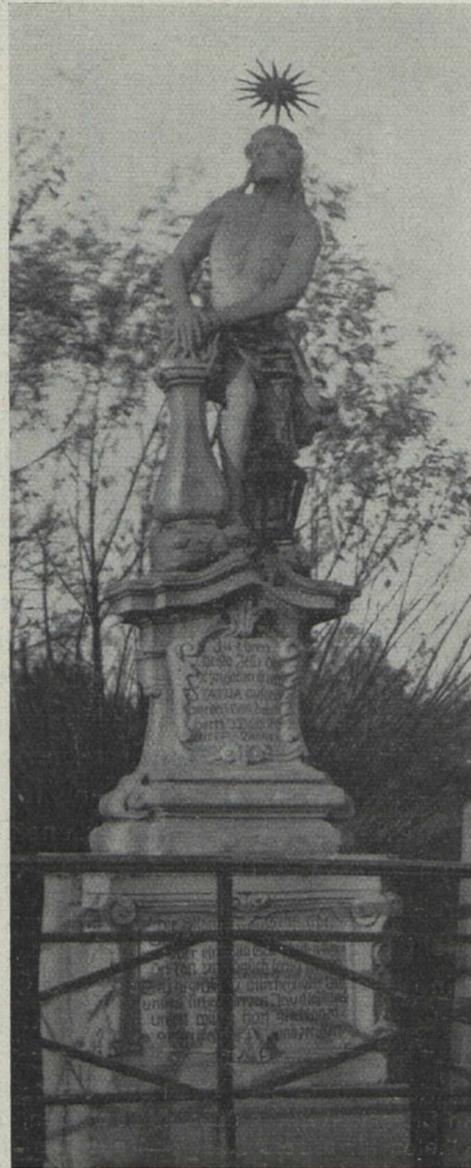
am Sockel vorn:	Zu großer Ehre Gottes und unser Lieben Frauen
links:	Johann Christoph Hampel Burger und Steinmetz-Meister
	Alhier: Ao: 1721
rechts:	Anna Rosina Hampelin

Da der Stifter der Statue ein Steinmetzmeister ist, vermutet sie in ihm zugleich den Verfertiger, den sie daher in ihr Künstlerverzeichnis aufnimmt, wenn auch nur eingeklammert und mit Fragezeichen versehen. Unlängst nun brachte mir der Breslauer Photograph Karl Franz Klose eine Abbildung dieser Statue (Abb. 1), an der ihre Qualität zutage trat. Auf einem hohen Sockel, der in Kurven endet, steht über Wolken mit Engelsköpfen die Himmelskönigin mit Szepter und Krone, und auch das Kind ist bei aller Nacktheit und Beweglichkeit durch die Krone auf seinem Haupte und die kleine goldene Weltkugel in seiner Linken in seiner herrscherlichen Würde betont. Die Falten des Madonnenmantels schwingen in beweglichen Kurven; auch die Haare der beiden ringeln sich in lebhaften Wellenlinien; so erhält die ganze Gruppe etwas Bewegtes, das die in der eigentlichen Haltung doch ruhige Standfigur wie mit heiteren Klängen umspielt. Über den mutmaßlichen Bildhauer J. Chr. Hampel war zunächst nichts weiter zu erfahren. Die Urkunden der Stadt Frankenstein, in denen man seinen Namen finden müßte, sind zum größten Teil dem Stadtbrand von 1858 zum Opfer gefallen. Das vorhandene Bürgerarchiv beginnt mit dem Jahre 1765; in ihm ist der Name Hampel — begreiflicherweise — nicht mehr zu finden*).

Eine Besichtigung der Statue an Ort und Stelle bestätigte das günstige Urteil, das man schon nach der Abbildung gewann. Bei diesem Besuche ließ sich leicht eine zweite

*) Nach Mitteilungen des Herrn Stadtsekretärs Seidel, die mir durch Herrn Lehrer Karl Robert Brandt in Briesnitz-Wartha übermittelt wurden. Letzterem danke ich auch neben manchen Auskünften die Photos für unsere Abb. 2—4 aus dem Bilderarchiv in Frankenstein.

1. J. Chr. Hampel: Marienstatue in Frankenstein



2. J. Chr. Hampel:
Christus an der Martersäule in Frankenstein



Arbeit dem Werk des Bildhauers anreihen, ein Christus an der Martersäule (Abb. 2), der in einer anderen Vorstadt von Frankenstein, in der Silberberger Vorstadt, steht*). Hier wie bei der Marienfigur ist die Gestalt etwas unter Lebensgröße angelegt, hier wie dort fehlt den Augen jede Bohrung und auch das wallende Haar wie die Bildung der Hände sind einander ähnlich. Am Sockel, der verwandte Profile zeigt, liest man die Inschrift: „Zu Ehren Christo Jesu des gegeyselten ist diese Statua aufgesetzt worden von besonderen Wohltätern alhier Anno 1723.“ Die Nähe der Jahreszahl zur Entstehungszeit der Marienstatue fügt die Arbeit dem Entwicklungsgange des Künstlers organisch ein. Eng verwandt der Frankensteiner Marienstatue ist eine Mariensäule bei Riegersdorf, Kreis Frankenstein (Abb. 3), die man darum unbedenklich dem gleichen Steinmetzen zuweisen kann**). Auch hier hält die Muttergottes auf der Linken das gekrönte, diesmal bekleidete, Kind, das die Weltkugel trägt, während ihre Rechte das Szepter faßt. Die Bildung des Madonnenmantels zeigt den gleichen Faltenbausch unter der rechten Hand und das Abwehen des Gewandes nach der Seite des Kindes. Auch das unter dem Gewande plastisch hervortretende rechte Bein und endlich Antlitz und Haar zeigen Verwandtschaft. Die Statue ist laut Sockelinschrift im Jahre 1733 errichtet worden; ihre Stifter sind Christoph und Elisabeth Straube aus Riegersdorf.

Ein weiteres Werk des Meisters fand ich in einer Nepomuk-Statue (Abb. 4), die in Frankenberg-Sand, unweit von Frankenstein, errichtet wurde.***) Der Heilige steht in voller Amtstracht auf einem Sockel; um das Haupt schwingt der Heiligenreif, der wie stets von 5 Sternen besetzt wird. Im Arm hält er ein Kreuzifix und zugleich einen Palmenzweig, der auf sein Martyrium hinweist. Am Fuße des Sockels liest man die Zeichen 17 *HC* 41. Kein Zweifel, daß wir damit die Signatur des Künstlers haben, denn einem Christusmonogramm, das ja auch im letzten Buchstaben ein Sigma aufweisen müßte, fehlt an einer Nepomuk-Statue jede Begründung. Diese Signatur aber ist keine andere als die des Steinmetzmeisters Johann Christoph Hampel, der seinen Zunamen in die Mitte gesetzt hat, begleitet links und rechts von den beiden Vornamen. Bei dem zeitlichen Abstand der Entstehung — 1741 — von den beiden Frankensteiner Figuren — 1721 und 1723 — handelt es sich um ein beträchtlich späteres Werk des Meisters, und der Augenschein legt sogar nahe, an die Arbeit eines alten, nicht mehr ganz leistungsfähigen Mannes zu denken. Die Steinbehandlung ist trockener geworden und der kleine Kopf, der auch hier von Wellenhaaren umspielt wird, kommt mit seinen ungeschickt modellierten Augen über eine gewisse Leblosigkeit nicht hinaus.

Gewiß ist das Werk des Steinmetzen mit diesen 4 Stücken nicht erschöpft, wird sich unter den vielen Heiligenfiguren, die über den ganzen Kreis zerstreut sind, noch manches weitere Werk dem Meister zuschreiben lassen. Frankenstein ist ja überhaupt

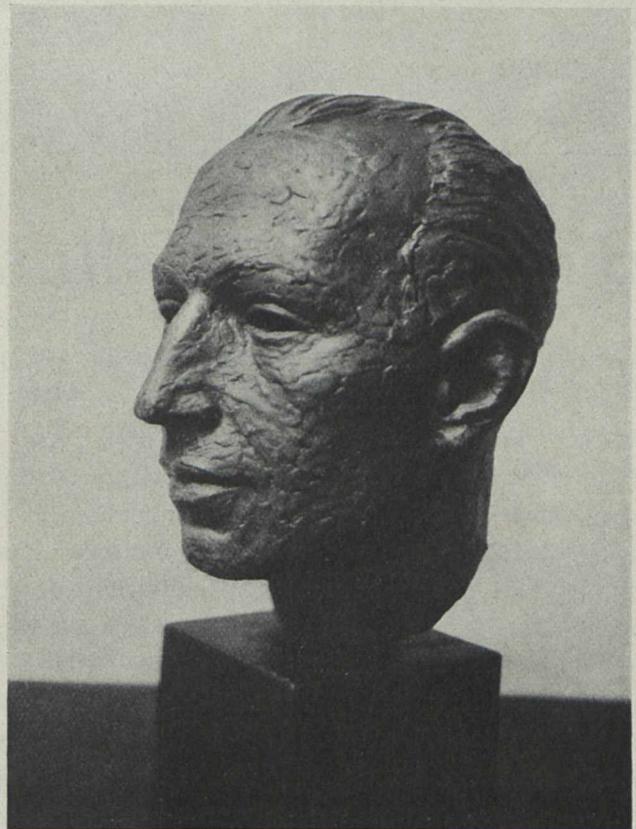
*) Er ist neuerdings etwas von seinem Platze, den die Photographie noch gibt, abgerückt worden.

**) Erwähnt und abgebildet von K. R. Brandt, Bildstöcke und Marienkapellen im Kreise Frankenstein, Heimatkalender für das Frankensteiner Land 1929 S. 54 — Lydia Baruchsen l. c. S. 99.

***) Erwähnt und abgebildet in dem schon zitierten Aufsatz von K. R. Brandt.

ein reicher Boden barocker Plastik; das beweisen u. a. die Hochaltarstatuen, die Kanzel und der Kruzifixus mit Magdalena in der evangelischen Kirche, Reste der reichen Ausstattung, welche dieses Gotteshaus erhielt, als es noch die Klosterkirche der Dominikaner war*). Möglicherweise entstammt dieser Kirche auch die prachtvolle holzgeschnitzte Josephsfigur, die sich heute im Breslauer Kunstgewerbemuseum befindet (Schles. Monatshefte IV, 1927, S. 443 abgebildet), denn das Kloster der Barmherzigen Brüder in Frankenstein, aus dem sie kommt, reicht in seiner Gründung nicht über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. Diese Josephsfigur hat mit den Steinstatuen Hampels eine leichte Verwandtschaft, aber sie ist stärkeren Geblüts, pathetischerer Haltung, originellerer Faltengebung, ganz abgesehen von ihrem anderen Material. Bleibt also hier der Name des barocken Schnitzers noch zu ermitteln, so haben wir in dem Frankensteiner Steinbildhauer Johann Christoph Hampel einen tüchtigen Meister, den wir nunmehr ohne Fragezeichen in die Künstlergeschichte aufnehmen können. Und da die schlesische Barockbildnerei bisher über noch sehr wenige Namen verfügt, ist uns diese Bereicherung doppelt willkommen.

*) Vergl. Konrektor R. Wilh. Werner: „Das Dominikanerkloster zum Hl. Kreuz in Frankenstein, Frankenstein 1926.





Ilse Langner. (Phot. Jutta Selle)

Wieder hat vor kurzer Zeit eine Schlesierin, Frau Ilse Langner, einen Bühnenerfolg errungen durch die Berliner Erstaufführung des Schauspiels: „Die Heilige aus U.S.A.“. Das Stück, das ein lebhaftes Für und Wider entfesselt hat, stellt das Leben der Amerikanerin Mary Baker, der Gründerin der Christian Science, dar. Frau Langner gibt im Folgenden eine Schilderung dieses seltsamen Lebens, das sie zur Dramatisierung gereizt hat.

DIE HEILIGE AUS U. S. A.

VON ILSE LANGNER

Faszinierend und befremdlich hebt sich von dem Hintergrund der Maschinen und Wolkenkratzer einer neuen Welt die Gestalt der größten Sekten-Gründerin aller Zeiten: Mary Baker-Eddy.

Während Technik und Naturwissenschaften die Materie zur Gottheit machen und die Welt aus dem trüben Schein der Petroleumlampen in das grelle Licht elektrischer Scheinwerfer reißen, erklärt eine namenlose Farmerstochter diese sich umformende Welt für nicht vorhanden und bekehrt Hunderttausende von modernen Menschen zu ihrer Idee. Heilung durch den Geist und die Erfindung der Glühbirne sind die Produkte einer Epoche, die ihren markantesten Führergestalten die Glorie echten Abenteuertums verleiht. Wie Edisons und Rockefellers Aufstieg, so ist auch das Leben der Sektengründerin Mary Baker-Eddy, an dem Amerika seine unbegrenzten Möglichkeiten am krassesten offenbart hat, voll phantastischer Widersprüche, tiefer Niederlagen und starker Erfolgskurven. Konquistadoren des Geschäftes und einer neuen, nüchternen Mystik erobern Amerika.

Mary Baker-Eddy, 1821 als Farmerstochter in Bow geboren, erlebt bis zu ihrem 40. Lebensjahr nur die kleinen Schicksale einer durchschnittlichen Provinzlerin: Ehe, Kindtaufe, Begräbnis des Mannes, Wiederverheiratung, und unterscheidet sich durch nichts von ihren Geschlechtsgenossinnen als durch nervösen Eigensinn, hysterische Zustände und durch einen tyrannischen Willen. 1862 aber geschieht das große Wunder, das ihr Alltagsschicksal mit einem Schläge in eine besondere Sphäre hebt: sie wird von dem Hypnotiseur und Jahrmarktsarzt Dr. Quimby geheilt. In überschwenglicher Dankbarkeit dichtet Mary Hymnen auf ihren Erlöser und schwört, ihn nie zu verlassen. Sie setzt es durch, daß sie ihn als seine Sekretärin begleitet, und schreibt bei dieser Gelegenheit seine Lehre auf, die sie nach Quimbys Tod (1866) mit Eigenem untermischt 1875 als ihre Bibel „Science and Health“ herausgibt.

Quimby ist tot, Richard Kennedy zieht in Marys Leben als erster, vielgeliebter Schüler ein. Doch ihre Verliebtheit hindert sie nicht daran, ihm für den Kursus hundert Dollar abzunehmen. Wie in ihrem Leben überhaupt Liebe, Gott und ihre Gläubigen sich mit der Partnerschaft des Geldes abfinden müssen. — Sie eröffnet mit Kennedy die gemeinsame Praxis; das Geschäft blüht und alles ginge gut, wenn die Prinzipalin ihren Sozios nicht mit Eifersucht und krankhaften Zänkereien peinigen würde, bis er ihr den Vertrag vor die Füße wirft und sich selbständig macht. Das aber verträgt Marys Herrschsucht nicht. Sie verfolgt ihn mit den absurdesten Anklagen und schreckt nicht davor zurück, ihn vor dem Gericht teuflischer Künste und des „malicious animal magnetism“ anzuklagen. Im Kreise ihrer Schüler spricht sie den Bann über ihn in mittelalterlichen Hexenbeschwörungen aus.

Kennedy ist verstoßen, Eddy wird Lieblingsschüler und Prinzgemahl. Mit ihm verläßt Mary Lynn, empört über das Gelächter, das ihre heilige Lehre zu überwuchern droht. Sie etabliert sich in Boston und gründet das „Metaphysical Institute“, das 1883 staatlich als Universität anerkannt wird, 1888 hält sie in Chikago ein „Meeting“ ab, zu dem viertausend Menschen zusammenströmen. Der Plan zum Bau einer Kirche taucht auf. 1894 wird der Grundstein zur Mutterkirche gelegt, die aus den Spenden der Gläubigen gebaut wird. Die kranke Hysterikerin ist zum angebeteten Ideal geworden.

Die kirchlich verehrte Gottheit kann nicht mehr selbst lehren und sich in profaner Tätigkeit ihren Gläubigen zeigen, Mary Baker zieht sich vom Geschäft zurück. Doch nur scheinbar ist der Verzicht auf Macht. Die Heiler, die bisher die ihnen beigebrachte Kunst frei betätigen konnten, sind von nun an verpflichtet, nur noch aus Mary Bakers Bibel wortwörtlich vorzutragen.: So entschwindet Mary den Gläubigen in der rosa Wolke der Unfehlbarkeit.

Mit 84 Jahren eine gebrechliche Greisin, von der Vorstellung des „Malicious animal magnetism“ geplagt, halb gelähmt und halb taub, krönt sie ihr Werk durch den Bau einer marmornen 2-Millionen-Dollar-Basilika. Dieser hochmütige Prunkbau aber ruft die Feinde zum Kampf auf: man interessiert sich plötzlich für diese seltsame Heilige. Manches wird aus ihrem Leben ausgegraben, was sich weder mit ihrer Lehre noch mit der landläufigen Moral verträgt: die große Mutter Mary hat sich um ihren eigenen Sohn nie gekümmert, sondern ihn bei einer Magd ihrer Eltern verwaarloosen lassen; die Begründerin der „Christlichen Wissenschaft“ hat am Sterbebett ihres Mannes ihre Lehre verleugnet und einen Arzt

geholt; die Millionärin Mary Baker hat für die Wohltätigkeit nie einen Pfennig gegeben; die Predigerin der ewigen Gesundheit benutzt für ihre Spazierfahrten eine jüngere Vertreterin, um der Welt ihren Verfall zu verheimlichen.

Aber alle wohlbegründeten Angriffe gegen die Gesundheitslehre erzielten als einzig sichtbare Wirkung den Gegenangriff: die Gründung des „Christian Science Monitor“. Gegen Mary Bakers Erfolg aber konnten sie nichts ausrichten, die Ausbreitung der Gesundheitslehre nicht eindämmen.

Im 90. Lebensjahr, 1910, starb Mary Baker-Eddy, eine Spekulantin der Seele, eine Massenpsychologin aus Instinkt, eine Frauengestalt von mythischen Ausmaßen. Von ihren Anhängern als göttliches Wesen verehrt, in vielen hundert Kirchen Amerikas und Europas angebetet, bleibt diese Selfmade-Heilige für uns unsterblich als Beweis für die Wunder eines elementaren Willens.

Halb Heldengedicht, halb Moritat, — halb Kirchenlied, halb Bänkelsang kristallisierte sich für mich das Leben dieser religiösen Usurpatorin zu einem Persönlichkeitsdrama, das stets messerscharf auf der Schneide zwischen Tragödie und Grotteske balanciert. Hier, wie stets, entscheidet die Beleuchtung den Effekt: für den Gläubigen ein Evangelium, für den Skeptiker eine merkwürdige Historie.

ZUR LAGE HEUTIGER KUNST

Von Oskar Schlemmer

Man sagt, daß die Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen und man sagte, daß in dem aufbrechenden Expressionismus der Vorkriegsjahre der Krieg sich ankündigte, ohne daß er als solcher in den Bildern dargestellt war. Was damals Reaktion auf einen steril gewordenen Naturalismus oder auf ätherisch sich verflüchtigenden Impressionismus war, bedeutete, da Zertrümmerung und Aufbau durcheinanderwogten und auch verwechselt wurden, zugleich eine gewaltige Aktion. Denn die Generalreinigung im Hause der Kunst, welche die absoluten Werte derselben wieder einmal zutage förderte; das vorsichtige Abtasten oder auch kühne Überschreiten der Grenzen der Kunst, welche Unternehmungen ebenso Neuland wie die Gefahr erkennen ließen: dieses Geschehen nahm den dramatischen Ablauf von Aufbruch über Steigerung zum Höhepunkt und von da notwendigerweise zum Abgleiten, wo nicht zum Verfall. Den in der Zeit Stehenden, zumal einer so bewegten wie der gegenwärtigen, dürfte es unmöglich sein, die Kurve eines solchen Ablaufs klar und eindeutig zu sehen. Der Historiker legt Maßstäbe an, die er aus der einfach erscheinenden Vergangenheit genommen, die aber nicht auf die kompliziert erscheinende Gegenwart passen; der Künstler, der Schöpferische, kann nur tun, was ihm die innere Notwendigkeit zu tun gebietet: er ist ein Teil im geistigen Strom, ohne zu wissen, wohin dieser treibt und mündet.

So weist die Kunst unserer Tage einerseits die Zeichen der Lethargie auf, ohne Schwung und neugestecktes Ziel, und zeigt unentwegt Reprisen des sattsam Bekannten. Andererseits wird, vielleicht als Folge der Ungewißheit der Gegenwart, fieberhaft an der Demonstration dessen gearbeitet, was, freilich in abstracto, wenigstens im Bereich der künstlerischen

Oskar Schlemmer:
Drei Frauen im Raum (1926)



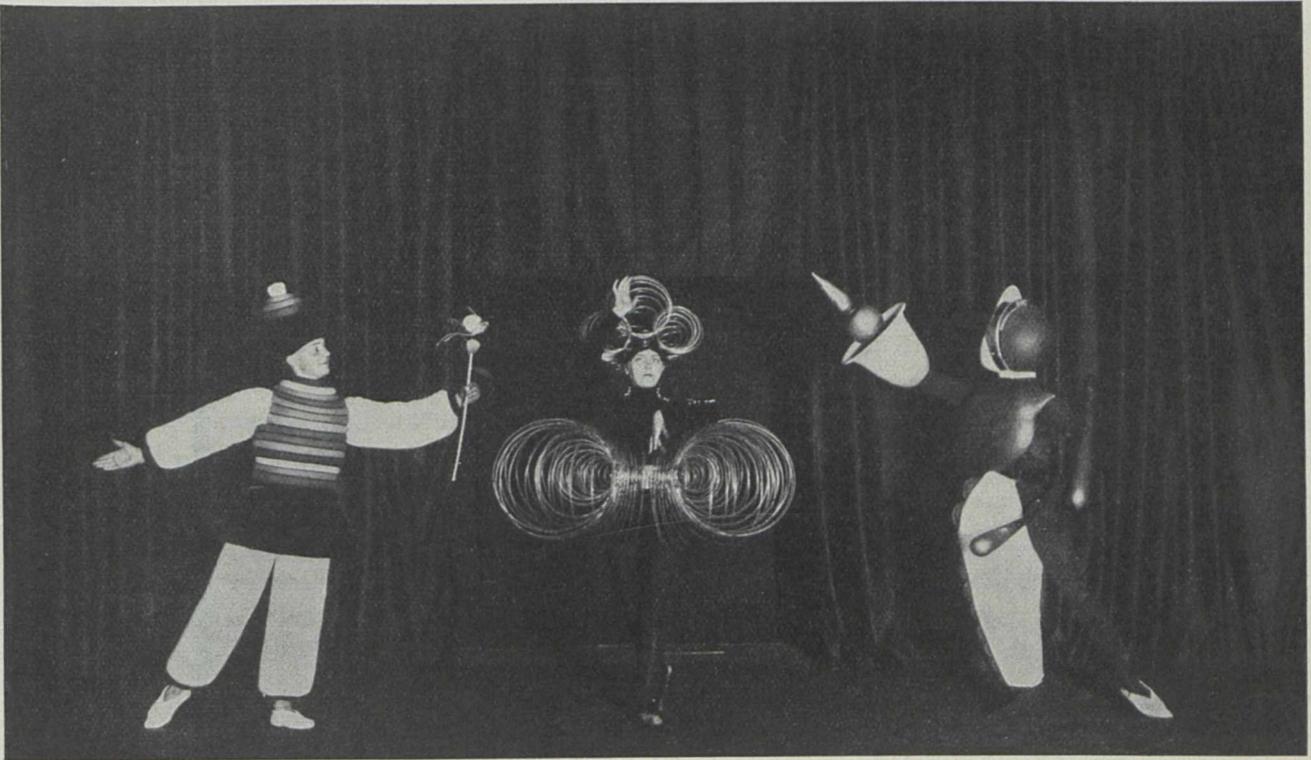
Darstellung, den Weg aus dem Chaos zeigen soll oder, wenn es kommen sollte, als Fanal es überdaure. Denn dies muß doch wohl der Glaube der Künstler sein, wenn sie über die Selbstdarstellung im Sinne des Persönlichkeitskults hinaus an ein Überpersönliches, Allgemeines denken!

Die Verwirrung der Zeit verwirrt auch die Begriffe der Kunst. Eine politisch erregte Zeit sucht und fordert die Tendenz im Kunstwerk, fordert Dienstbarkeit der politischen Sache, während gerade die Freiheit Grundstimmung und Privilegium des Künstlers sein sollte. Die russische Revolution schien alle die Elemente, die aus dem Expressionismus erwachsen waren, frei zu machen und zu freudigem Sieg zu führen: die große Form und die einfache Farbe. Da die Freude an Form und Farbe zum Spiel mit Formen und Farben führt und also leicht zum

Ästhetizismus verführt, so mußte diese Gefahr, die im Abstrakten und Apolitischen lag, abgewendet werden. Die Folge: eine künstlerisch belanglose, da in Vorbildern befangene Genre-malerei, die gegenüber jenen lediglich die Farbe der Fahne wechselte. Die sieghafte Form und Farbe flüchtete in die Staatsreklame, Ausstellungspropaganda und in das Bühnenbild. Aber die große Form bildnerischer Monumentalität ist Rußland bis heute schuldig geblieben, was seltsam erscheint, da jene eine wichtige Voraussetzung für das bildnerische Schaffen erfüllt erschien: Einheit des Volksbewußtseins, das ethische Fundament.

Eines ist gewiß: auch das aus Zeitgefühl und Masseninstinkt erwachsende Kunstwerk kann nur auf dem Wege der Freiheit des schöpferischen Gestaltens erstehen. Corots Wort von der Absicht, die das Schöne töte, hat einen tiefen Sinn darin, daß jegliche Programmatik, auch die des Bewußt-Schönen, die Entstehung des Unbewußt-Schönen, welches das Echte ist, gefährdet oder verhindert. Oder haben wir es nur verlernt, stoffgebundenen Inhalt so zu meistern, daß der Form dennoch Genüge getan und das Kunstwerk daraus gerettet wird? Denn daß die Dienstbarkeit der Kunst einmal in größtem Stil gelang, so daß sie selbstherrlich sich behauptete, wo nicht am Stoff erst recht sich entzündete, zeigen die unzähligen Beispiele der Vergangenheit in kultischer, religiöser Verbundenheit. Diese fehlt dem Künstler von heute. Er fühlt sich einer kalten, beziehungslosen Gegenwart preisgegeben, ganz auf sich gestellt, ohne Resonanz und das Gefühl des Getragenseins von einer Schicht, die sich nicht in wenige Einzelnen erschöpft. In der Tat ist diejenige Generation, die an der Reihe wäre, das Zeitbild und das der Zukunft zu gestalten, von Schicksalsschlägen schwer heimgesucht. Die besten Jahre opferte sie im Krieg. Nachkriegszeit, Scheinblüte und Gegenwart waren nicht angetan, die fragwürdige Ernte in fragwürdig gewordene Scheunen zu bringen. Was in glücklicheren Zeiten in Stille und Beschaulichkeit reifen konnte, muß von dieser Generation unter Donner und Blitz herausgeschleudert werden. Es ist deshalb ein Unrecht, an deren Kunst Forderungen zu stellen, die gegenüber einer besseren Zeit berechtigt waren. Es sei denn, daß wir Lebenden die Tatsache, nicht auf die Rosen eines beruhigten Daseins gebettet zu sein, unter Aufbietung letzter Nervenkraft, umzumünzen verstehen und trotz Dreck und Feuer das Werk gebären!

Da heute alles wankt, auch die Gesetze in der Kunst, und das Urteil über jetzt entstehende Kunst damit wankt und schwankt, so ist zuzeiten „alles erlaubt“. In der jüngsten französischen Kunst scheinen, wie vor zwanzig Jahren in den Ausstellungen des Berliner „Sturm“, die Fragen an das Letztmögliche der Ausdrucksweise erneut gestellt zu werden, wobei sich die Formulierung bisweilen in ein letztes artistisches Raffinement zu überschlagen scheint. Die Tollkühnheiten Picassos scheinen nur variiert, aber nicht überboten werden zu können. Bei den Italienern ist, weitab vom einstigen Futurismus, heute ein wohliges Lebensgefühl oder eine antikisierende Problematik bestimmend, und bei den Deutschen hebt sich aus der Vielfalt der Erscheinungen, da wo Ernst gemacht wird, ein Ringen um kompositionellen Aufbau heraus, mehr oder weniger stark mit dem Erbeil metaphysischer Spekulation behaftet. Diejenigen jüngeren Deutschen, die sich auf sich selbst besinnen und sich von Extravaganz und Äußerlichkeit abkehren, finden sich, bewußt oder unbewußt, in der Nähe alter Kunstgesetze wieder, die zur Goethezeit um 1800 stärker denn je formuliert und zur Forderung



Aus dem Triadischen Ballett von Oskar Schlemmer (Erstaufführung 1922)
Ausstellung in der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin

erhoben wurden. So ist beispielsweise die Scheidung der Kunstarten in die Begriffe Naturnachahmung, Manier, Stil und deren Definition etwas, was heute noch genau so Gültigkeit haben müßte, da diese Begriffe allgemeingültig und zeitlos sind. Würde diese Graduierung bei der Beurteilung heutiger Kunst nur einigermaßen bedacht und angewandt werden, so bildete sie ein Hilfsmittel, die größten heute grassierenden Mißverständnisse zu beseitigen. Dann würde an ein Werk, das sich um Stil bemüht, welches Bemühen notwendigerweise mit Opfern zugunsten stilistischer Intensität verbunden ist, nicht die Forderung der Naturnachahmung gestellt werden als letzte Zuflucht derer, die im Beweisbaren und Nachweisbaren Rettung zu finden meinen. Ebenso könnte die Einsicht in die Symptome der Manier, welche im naturnachahmenden wie im stilistischen Bereich gleichermaßen ihr Wesen treibt, klärend wirken. Es würde bewirken, der höchsten Kunstform, dem Werk des Stils, von vornherein die Achtung entgegenzubringen, die dieses gesteigerte Bemühen verdient, verdiente in einer Zeit, wo das Chaos und der Widerstreit der Meinungen auf dem politischen Schauplatz in eine Staatskomposition gerettet zu werden versucht wird, die Parallele also bildet in freilich ganz anderem Maßstab und Bereich zu dem Bemühen der Künstler.

Es sind ihrer wenige, die sich um solche letzten Dinge heute bemühen. Wenige, die ihrem Schaffen eine Totalität zu verleihen versuchen sowohl in dem Umkreis dessen, was sie geistig erfassen wollen, als auch in der Organisation des Wegs, der dahin führen soll. Es mag veraltet erscheinen, wenn wir Heutigen in den Briefen und Tagebüchern eines

Ph. O. Runge lesen, was dieser unter den „Erfordernissen eines Kunstwerks“ verstand:

1. Unsere Ahnung von Gott;
2. die Empfindung unserer selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen, und aus diesen beiden;
3. die Religion und die Kunst; das ist, unsere höchsten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken; und da sucht denn die bildende Kunst zuerst:
4. den Gegenstand; dann 5. die Komposition, 6. die Zeichnung,
7. die Farbgebung, 8. die Haltung, 9. das Kolorit, 10. den Ton.

Diese „Erfordernisse“, an die Kunst unserer Tage gestellt, zeigen, daß sie wohl einzelnen Teilen eines solchen Plans entspricht, Teilen, oft einseitig hervorgetrieben, ja oft nur in einem Übersteigern von Teilen bestehend, ganz selten aber jene Totalität erfüllt. Runge, der, romantisch und echt deutsch, um die Voraussetzungen des Kunstwerks und um seine überpersönliche Form sich leidenschaftlich mühte, wie dies in Briefen und Tagebüchern erschütternd zu lesen ist, mag manch Einem im Wirrsal dieser Zeit die Richtung weisen und zur Selbstbesinnung helfen.

Damit soll kein Zurück gemeint sein, sondern immer nur ein Vorwärts! Denn wie die Werke mancher Modernen weniger Beziehung zu ihren Vorgängern vor dreißig als zu ihren Ahnen vor dreihundert, wo nicht zu ihren Urahnen vor dreitausend Jahren haben, welche Rückversicherung ihnen erst Bestätigung und Kraft gibt, das Neue zu wagen, so ist der Künstler von heute, als Idealtyp postuliert, Erbe vergangener Kulturen, Werkzeug der Gegenwart und Ahner des Zukünftigen.

JUGENDLEBEN

Ein Beitrag zur Volkskunde aus einem Vorort von Breslau

VON SCHULRAT DR. GÜNTHER

Nun bin ich seit einem Menschenalter wieder einmal durch das Dorf gekommen, in dem ich frohe Jugendjahre lebte. Heut ist es ein Vorort der alles verschlingenden Großstadt. Fast alles ist anders geworden. Der kleine Laden, in dem wir für den Vater die Zigarren kauften — 2 Stück einen Böhm — es gab immer Lakritzen oder ein Stückchen Johannisbrot dazu, ist einem Kaufhause gewichen, die Deutsche Schmiede ist niedergerissen, die Strohdächer, auf denen Jahr um Jahr die Störche nisteten, sind verschwunden, alte Bäume mußten dem Verkehr weichen. Nur die Kirche auf dem Hügel, der uns Kindern doch so hoch erschien, steht noch wie einst, und auf dem alten Friedhofe sind vereinzelte Gräber erhalten von Jungen und Alten, die wir als Kreuz- und Lichterträger zur letzten Ruhe brachten. Kein bekanntes Gesicht begegnet mir auf der Dorfstraße; sie sind alle gestorben, verdorben, verzogen und vergessen. Und doch: „Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt.“ Das Jahr begann für uns Kinder mit dem Sonntag Lätare, dem Sommersonntage. Jedes von uns hatte sich einen Schmackoster gebunden. Damit zogen wir schon früh durch das Dorf und sangen von der goldenen Schnur, die um das Haus geht, vom Herrn mit der hohen Mütze und den roten Rosen, die auf dem Stengel blühen. Wir erhielten dafür Bretzeln und Mehlweisen.

Bedeutungsvoll war für uns hernach der Sonnabend vor Palmarum, an dem die Vierzehnjährigen aus der Schule entlassen wurden. Da waren wir immer früh in der Klasse, denn dann begann das Austeilen von Schieferstiften, Federn und Gummis durch die Konfirmanden. Sie mußten das ganze Jahr aushalten, doch auch der Ärmste brachte davon etwas mit. Wenn der Lehrer kam, traten die Konfirmanden vor die erste Bank, um Abbitte zu tun: „Da wir morgen zum Tische des Herrn treten, bitten wir Sie, lieber Herr Lehrer, für alles, was wir Böses getan haben in Worten oder in Werken, um Verzeihung.“ Darauf fand eine kurze Ansprache über das Evangelium von Jesu Einzug in Jerusalem statt mit der Anwendung auf Jesu Einzug in das Kinderherz. Hernach ging es zur kirchlichen Prüfung ins Nachbardorf. Die Mädchenkleider hatte die Bäckerlustel genäht, jeder Junge trug im Knopfloch ein Myrtensträußel.

Unser erstes Frühjahrsspiel war das Titschern. Wir kannten damals noch nicht die Spielmarken, sondern besorgten uns dafür Messerklingen. Meine Mutter klagte dann immer, daß ihr die Tischmesser verschwinden. An jeder Mauer wurde ein Viereck abgesteckt, in die Mitte davon kam ein kleines Loch, der „Kaatz“. Mit der Klinge wurde gegen die Mauer geworfen, fiel sie über die Grenze, mußte ein Knopf in den Kaatz gelegt werden, wer in den Kaatz traf, erhielt die darin liegenden Knöpfe. Fiel eine Klinge in die Nähe einer anderen, so mußte mit Knöpfen bezahlt werden, bei der Entfernung von 2 Spannen ein Knopf, bei einer Spanne zwei Knöpfe, bei Daumensentfernung drei Knöpfe, beim Decken der Klingen — Huckerle — vier Knöpfe. Häufig mußten beim Verlieren die eigenen Hosenknöpfe daranglauben, aber in jeder Tasche fand sich Spugath — Bindfaden —, mit dem sie gehalten wurden, bis das Glück wieder einmal günstiger war. Am wertvollsten waren die kupfernen Gefreitenknöpfe, die wir ihren glücklichen Besitzern um einige andere abkäuerten.

Mit Knöpfen haben wir auch geschippelt, besonders in die Tintenfässer vor der Schule. Die Mädchen haben um diese Zeit mit Steinchen oder Tonkugeln gekobelt. Uns Jungens war das Auffangen mit der verkehrten Hand zu knifflig.

War das Gift aus der Erde, gingen wir barfuß. Bei Regenwetter machten wir dann auf der durchweichten Straße ein Wappelbett, indem wir kleine Löcher gruben und diese mit Schlamm füllten.

Eine unangenehme Frühjahrsbeschäftigung war für uns das Hüten der kleinen Gänse — der Wullechen. Für diese mußten wir auch Disteln, Brennesseln und Katzenzahn — Ackerschachtelhalm — holen. Nur dadurch, daß wir stets in Gesellschaft gingen und unterwegs etwas drehten, wurde uns diese Arbeit erträglich. Gelegentlich fiel auch mal ein Sechser dafür ab. Gingen die Weiden in den Saft, verfertigten wir uns aus ihrer Rinde Hoppen, Pfeifen und Blasen. Bei letzteren umwickelten wir die Hoppe mit spiralförmig abgedrehter Weidenrinde, die wir mit Akaziendornen zusammensteckten. Beim Abklopfen der Pfeifen sagten wir den Spruch: Pfeifla, Pfeifla gib mir Saft usw. Auch aus dürrem Schilfrohr, dem wir teilweise die Rinde ablösten, so daß nur das feine Innenhäutchen zurückblieb, machten wir uns Instrumente, die einen singenden Ton hervorbrachten. Mit Eichelknäpfchen, zwei und vier Finger, verstanden wir laut zu pfeifen.

Überaus reich war der Sommer an allerhand Beschäftigungen. Jeder Junge hatte seinen Bogen oder einen Fritschepfeil, dessen Sehne von einem Hahne abgeschossen wurde, der aus Adam und Eva oder Vater und Mutter bestand. Zum Schießen von Steinen benutzten wir Gummischleudern, deren Enden an einer Greigel befestigt waren. Doch gab es alljährlich damit irgendein Unglück, und wir bekamen dafür Kalasche — Schläge aufs Gesäß. Dann warfen wir auch mit Lehmkugeln, die wir an Gerten befestigten. Zu dieser Zeit waren im Dorfe immer viele Fensterscheiben kaputt.

Sobald es das Wetter erlaubte, gingen wir ins Dammerloch baden. Jeder Junge lernte dort, nachdem er das Hundepotschen verstand, das Schwimmen mit aufgeblasenen Schweinsblasen oder Kalmusbündeln. Fast jedes Jahr ist auch einer in der Pferdeschwemme ertrunken. Kam der Leichnam dann nicht bald herauf, so wurde ein Brot ins Wasser geworfen, da hielt sich der Tote nur drei Tage im Wasser. Aus Binsen flochten wir uns auch Mützen, die Mädchen Taschen. Abends schinscherten wir flache Steine über die Teichfläche. Dorthin nahmen wir uns auch unsere Spritzen aus Hollunderstöcken mit. Meist kamen wir dann pudelnaß nach Hause.

Im Grasgarten fast jedes Bauerngehöftes war ein Hälter. Dorthinein schafften wir den Brühtrog. Mit einer Stange wurde gerudert. Nur war es schwer, das Gleichgewicht zu halten. Und oft kam es vor, daß wir umkippten, dann liefen wir auf einen Heuboden, um uns zu wärmen und zu trocknen.

Wußten wir nichts Rechtes anzufangen, zogen wir unsere Schnurren aus der Tasche. Durch zwei Löcher von großen Knöpfen zogen wir Zwirn und banden die Enden zusammen. Die Schlingen stülpten wir über die Mittelfinger, drehten dann den Zwirn zusammen und zogen ihn auseinander, daß ein leises Schnurren erfolgte. Wir unterhielten uns dabei auch in der Ojäsprache oder sagten die Kinderpredigt auf: Ihr Diener, meine Herren usw. An den Nachmittagen spielten wir Versteckus. Ställe, Bansen, Gewölbe und Sträucher boten dafür geeignete Gelegenheit. Abends machten wir Fangus, da durften auch die Mädchen mitspielen, sie mußten dabei abzählen, da sie die Abzählreime besser beherrschten.

In den freien Stunden wurde auch viel gebastelt. Fast in jeder Kamurke gab es eine Schnitzbank und genügend Handwerkszeug. Letzteres wurde auch gelegentlich ausgetauscht. Nicht immer ging es dabei reell zu. Ich besitze heut noch einen Bohrer, an den sich so eine ganze Geschichte knüpft. Auch aus Baumrinde verfertigten wir allerlei. Immer gebraucht wurden die Rädchen alter Seiger, die wir zu ganzen Maschinen zusammensetzten. Aus angefahrenen Kieferstämmen sägten wir flache Scheiben, die wir dann oft zum Entsetzen unseres alten Dorfpolizisten die ganze Dorfstraße entlang trieben.

Der Herbst brachte durch Kartoffelklauben, Rübengraben u. a. manche ernste Arbeit. Aber erfreulich waren dann auch die Abende, wenn wir das Kartoffelkraut zu einem Haufen legten und anzündeten, um uns in dem Feuer die Kartoffeln zu braten. Um das Obst im Grasgarten nur kümmerten sich die Bauern wenig. Fast alles ging in die hungrigen Mäuler von uns Jungens. Ich habe nie einen Bauern mal Obst schütteln sehen, höchstens tat dies außer uns eines der Weibsbilder oder die Bäuerin für den eigenen Bedarf eine Schürze voll oder etwas zum Abbacken. Waren die Birnen, insbesondere die Bergamotten, noch nicht ganz reif,

so legten wir sie in die Mauke, den Strohsack, da hatten wir auch etwas, wenn wir schon im Bette lagen.

Waren die Felder leer, so begannen wir mit dem Drachensteigen. Für kleine Kinder klebten wir die Stöckeldrachen, uns selbst stellten wir die Bogendrachen her. Stand ein Drache recht ruhig, so schickten wir ihm auf der Schnur einen Brief zu oder hingen am Abend an seinen Schwanz eine erleuchtete Papierlaterne.

Die langen Abende im Herbst waren so recht geeignet, allerlei Scherze mit furchtsamen Kindern zu treiben. Wir erschreckten sie durch leuchtendes Holz, höhlichten Kürbisse aus und stellten diese mit einem brennenden Lichte vor ein Fenster. Auch viele Gruselmärchen wurden erzählt von dem Manne, der seinen eigenen Kopf in der Hand auf dem Wege nach K. trägt, den Freimaurern in L., dem Viergespann, das zwischen 12 und 1 in den Gärterteich jagt. Kamen wir zur alten Göhlichen, so wußte die es noch besser und mußte uns dann immer selbst nach Hause bringen, da wir überall Geister sahen und doch nur zu den bösen sagen durften: „Alle guten Geister loben Gott den Meister.“

Ein großes Fest war bei uns die Kirmes. Da ging es einige Tage lang mit Essen und Trinken hoch her. Umwechselnd auf den Bauernwiesen wurde dann auch von den Knechten das Gansschreiten abgehalten.

Der Sommer war bei uns mit dem Adventsontage zu Ende. Da zogen wir mit unseren Lichteln in die Kirche, die auf die Bänke getropft wurden. Vor Weihnachten wurden die Gänse mit scharfen Nudeln gestopft. Beim Gänseschlachten erhielten wir die Gurgel, die getrocknet und mit Erbsen gefüllt wurde. Wir trugen sie dann um das Handgelenk, da klitscherte es. In der Woche vor Weihnachten gingen auch Rupprecht und Maria von Haus zu Haus. Nachdem wir unsere Gebete aufgesagt hatten, erhielten wir Äpfel und Nüsse. In der Silvesternacht schossen die Burschen über unser Haus, um die bösen Geister zu vertreiben.

Kam der erste Schnee, so bauten wir uns Schneebuden, umgaben sie mit einem Walle und eröffneten Schneeballschlachten. Schlittschuhlaufen wurde mit einem Schlittschuh gelernt. An der Kirche war unser Kaschelberg. Wer dort wohnte, mußte ihn abends mit Wasser begießen, wenn er abgefahren war. Auf dem Teiche schlugen wir kreisförmige Stücke Eis aus, in deren Mitte wir eine Achse befestigten. Mit einem Stocke wurde nun gedreht, das nannten wir die Drehscheibe. Gegen Wintersende zerschlugen wir auch das ganze Eis des Teiches in kleinere Stücke, über die wir dann liefen. Da ist mancher bei diesem Stückellaufen daneben getreten und ins Wasser gefallen.

Fastnacht ging der Schimmelreiter durchs Dorf, unsere Kinderhorde immer hinterdrein und zerzauste den Schimmel mit viel Geschrei.

Dann wußten wir schon manchmal nicht, was wir anfangen sollten, machten Inventur über unsere Knöpfe und Titscher, greigelten herum und waren froh, wenn uns mal die Mädchen zu ihren Spielen einluden. Oft und lange standen wir dann auch auf der Straße am Zaune, renommierten mit dem, was wir könnten und im Leben noch vorhätten, waren allen und uns selber im Wege, bis der erste Junge kam und uns sagte, daß die Hechte schon stünden, und wir unsere Hechtgabeln zurechtmachen mußten.



1. L. Wyczolkowski: Altar in der Krakauer Marienkirche mit Kruzifix von Veit Stoss. Steinzeichnung

POLNISCHE GRAPHIK DER GEGENWART

VON IMMANUEL BIRNBAUM
(WARSCHAU)

Polnische Kunstzeitschriften beschäftigen sich neuerdings lebhaft und sehr anerkennend mit der Kunst ihrer deutschen, vor allem ihrer schlesischen Nachbarn. Zum Austausch bringen wir hier einen Aufsatz, der die polnische Graphik unserer Tage behandelt, die von deutscher Kunst mannigfache Anregungen empfangen hat

Von der polnischen Literatur hat einer ihrer bedeutendsten Historiker, der Lemberger Universitäts-Professor Julius Kleiner, einmal gesagt, ihre Werke seien zwar nicht, wie das dichterische Schaffen mancher anderen Völker, Muster und Anregung für die ganze Kulturwelt geworden, sie seien vielmehr oft von fremden Anregungen ausgegangen, bildeten dafür aber in einigen wichtigen Epochen den End- und Höhepunkt einer Entwicklungsreihe. Ihre Kraft und Eigenart zeige sich nicht im Beginnen, dafür aber im Vollenden. Man kann dieses Wort, das sich vor allem auf die literarischen Denkmäler der Spätrenaissance und der Romantik in Polen stützt, auch auf die als einheitlichen Ablauf sehr viel jüngere Geschichte der polnischen bildenden Kunst anwenden. Als ein deutscher Kunstkritiker sich und seinen Lesern neuerdings einen ersten Überblick über die polnische Kunst von 1800 bis zur Gegenwart zu verschaffen suchte, stellte er die Frage nach ihrem nationalen Sonder-Charakter. Als Antwort ergab sich, geradezu wie eine Korrektur dieser Problemstellung, daß die nationale Eigenart des polnischen Schaffens sich immer nur in der selbständigen Aufnahme und Weiterbildung großer europäischer Kunstbewegungen gezeigt hatte¹⁾. Dabei war im 19. Jahrhundert Deutschland der wichtigste Anreger und Vermittler für das östliche Nachbarvolk. In München,

¹⁾ Alfred Kuhn, Die polnische Kunst. Berlin 1930, Klinckschadt u. Biermann.



2. W. Skoczylas

Schloßplatz in Warschau (Holzschnitt)

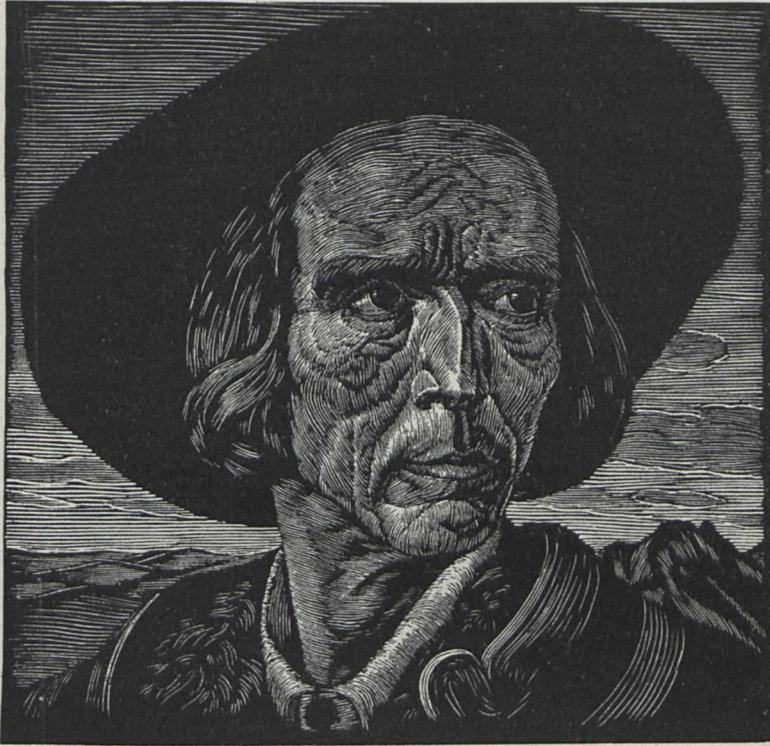
Dresden und Wien studierten die meisten führenden polnischen Künstler, und auch von Schlesien her wirkten mancherlei Beziehungen vor allem nach Westgalizien hinüber. Die Beschäftigung mit der polnischen Kunst wird also gerade dem Ostdeutschen schon durch die Entdeckung eines wenig bekannten Einflußgebietes der Kultur seiner engeren Heimat gelohnt. Und wir dürfen sofort hinzufügen: heute ist das Kunstleben Polens schon so reich entwickelt, daß es auch seinerseits selbständige und gehaltvolle Anregungen zurückgeben kann.

Von den ausländischen Künstlern, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Polen ansässig geworden waren, hatten sich der jüngere Canaletto wenigstens nebenher, der Franzose Norblin sogar mit großem Eifer auch als Graphiker betätigt. Eine nennenswerte Nachfolge haben sie aber auf diesem Gebiet nicht gefunden. Von den polnischen Zeichnern der Zeit um 1800 versuchte sich eigentlich nur der jung verstorbene Michael Plonski auch ernsthaft als Radierer. Unter den Malern des 19. Jahrhunderts haben dann zwar manche auch Vorlagen für lithographische Blätter und Holzschnitte gezeichnet, die aber in der Regel

von anderen auf den Stein oder die Holzplatte übertragen wurden und daher, streng genommen, nicht als Original-Graphik gelten können. Auch der hervorragendste polnische Zeichner dieser Zeit, der in Wien ausgebildete, früh verstorbene Artur Grottger (1837—1867), ein zarter Romantiker aus der Nachfolge Moritz v. Schwind's, hat seine zu starker Massenwirkung gelangten gezeichneten Zyklen über politisch-patriotische Themen nur von fremder Hand reproduzieren lassen. Von späteren polnischen Malern von Rang hat der führende Landschaftler Josef Chelmonski (1850—1914) neben einer Fülle von Gemälden und Zeichnungen auch ein paar kleine Nebenwerke in Original-Lithographie hinterlassen. Dagegen blieb der bedeutendste unter den Künstlern der Jahrhundertwende, der zugleich als Dichter, Regisseur und Kunstgewerbler schaffende, geniale Stanislaw Wyspianski (1869—1907) trotz gelegentlicher Anläufe der Graphik fern, obwohl seine über den Impressionismus schon weit hinausweisenden, den Zielen eines Edvard Munch zustrebenden symbolischen Landschaften und früh-expressionistischen Porträts oft geradezu nach graphischen Formen verlangen. Zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mußte ein polnischer Kunsthistoriker feststellen, daß eine graphische Kunst im engeren Sinne in Polen kaum vorhanden war²⁾. Es ist im wesentlichen ein einziger hervorragender Künstler gewesen, der seither durch sein eigenes umfangreiches Schaffen und durch seine erfolgreiche pädagogische Tätigkeit neues tiefes Interesse für die graphischen Künste und eine heute schon breit einherfließende Tradition für ihre Übung begründet hat.

Diese Leistung Leon Wyczolkowskis für die polnische Graphik ist nicht zu Unrecht mit der Bedeutung Menzels für die graphischen Künste in Deutschland verglichen worden. Mag dem polnischen Meister auch der geniale Grundzug des Breslauer fehlen, so ist er ihm doch in mehr als einem Zug seiner vielseitigen Begabung und im Standort innerhalb der Kunstgeschichte seines Landes verwandt. Wyczolkowski vollendet in diesem Jahr das achte Jahrzehnt seines Lebens. Er hat als Maler die ganze Kunstentwicklung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durchlebt: in Warschau von Nachfolgern der Düsseldorfer Schule, auf der Münchener Akademie noch im Piloty-Kreis ausgebildet, wird er vor der heimatlichen Landschaft zum Realisten und zum Impressionisten. Seit den neunziger Jahren als Professor der damals zum Zentrum des polnischen Kunstlebens gewordenen Akademie in Krakau tätig, kommt er dort in Berührung mit dem vom Symbolismus und Jugendstil ausgehenden Wyspianski. Erst um diese Zeit wird er bezeichnenderweise zum Graphiker. Nach verschiedenen Versuchen mit der Radierung konzentriert er sich schließlich immer mehr auf die Original-Lithographie, deren vielfältige technische Möglichkeiten er nach allen Richtungen variiert und kombiniert. Wyczolkowski arbeitet auf dem Stein bald mit Pinsel und Schabeisen, bald mit Kreide, bald als Federzeichner. Er probt die Wirkungen aller Formate und Papierarten durch, koloriert seine Drucke manchmal eigenhändig nach, er schöpft fast alle künstlerischen Möglichkeiten des so wandlungsfähigen Steindruck-Verfahrens aus. Neben Blättern, in denen er sich in streng linearem graphischen Stil hält, gibt er andere mit zart hingewischten Flächen ohne festen Umriß, die gewisse Effekte impressionistischer Lichtmalerei

²⁾ Miec. Treter, *Grafika Leona Wyczolkowskiego*, Krakau 1925, S. 43 Anm.



3. W. Skoczylas: Tatrabauer (Holzschnitt)



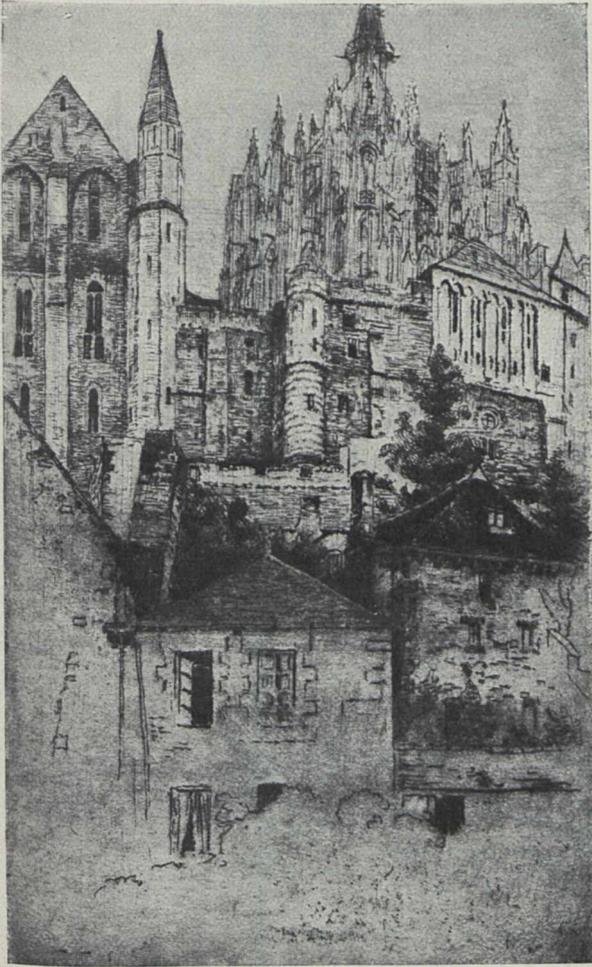
4. Th. Kulisiewicz: Bäuerin (Holzschnitt)

in die Steinzeichnung hinein bringen. Auch die Auswahl des Stofflichen ist von unendlicher Fülle: Landschaften und Stadtbilder. Blumenstücke, Porträts, Innenräume. Und doch ist jedes dieser Blätter auf den ersten Blick als sein Werk zu erkennen. Die sorgfältige Gestaltung des einzelnen Druckes, die kleine Zahl der Abzüge, auf die der Künstler sich beschränkt, macht manche Lithographien Wyczolkowskis heute schon zu Kostbarkeiten. Auch die Volkstümlichkeit, die der Meister sich in der polnischen Bildungsschicht errungen hat, und seine repräsentative Bedeutung für die ganze polnische Kunst des letzten halben Jahrhunderts, die auch einzelne englische und amerikanische Sammler stark für ihn interessiert hat, brachten die Preise für die besten unter seinen Blättern auf eine sehr ansehnliche Höhe, wie sie von Steindrucken lebender deutscher Künstler gegenwärtig wohl kaum erreicht wird.

Eine eigentliche Schule hat Wyczolkowski nicht gebildet, obwohl sein Werk die graphische Tätigkeit in Polen neu belebt und vielfältig angeregt und befruchtet hat. Systematischer Erzieher und Führer einer ganzen Gruppe jüngerer Künstler ist erst der bedeutendste polnische Graphiker der nächsten Generation, der aus Westgalizien stammende, seit einem Jahrzehnt in Warschau künstlerisch und organisatorisch gleich erfolgreiche Wladislaw Skoczylas geworden. Verglichen mit dem reichlich drei Jahrzehnte älteren Wyczolkowski, ist Skoczylas das engere Talent, das sich aber durch ein Höchstmaß von Selbstzucht auszeichnet. Als Maler nur mit einer kleinen Zahl von Aquarellen hervorgetreten, beginnt er als Graphiker ebenfalls mit Radierungen, findet aber seine eigentliche Ausdrucksform im Holzschnitt, dessen Geschichte er bis zu den deutschen Meistern des 15. Jahrhunderts hinauf durchforscht hat. Von der erzählenden Illustration schreitet Skoczylas zu immer ernster konzentrierten Kompositionen fort, die sich im Stofflichen häufig wiederholen, in der Form aber zu immer größerer Vollendung gelangen. Das Studium Dürers und der frühen Venezianer, die Überlieferung der in Polen noch bis heute volkstümlich gebliebenen primitiven Devotions-Bilder, die vielfach deutsche Holzschnitte des 16. Jahrhunderts als Vorlagen benutzen, der Einfluß moderner Graphiker Nord- und West-Europas — das alles wirkt in den Schnitten dieses ernsten und immer mit höchstem Verantwortungsbewußtsein schaffenden Künstlers zur Entstehung einer eigenen charaktervollen Handschrift zusammen, die stilbildende Kraft gewonnen hat.

Der Nachwuchs junger polnischer Graphiker ist zum besten Teil durch die Schule von Skoczylas gegangen. Als Zukunftshoffnungen gelten aus den Reihen dieser Jüngsten der düstere, vielleicht allzufrüh durch Festlegung auf eine bestimmte Manier bedrohte Thaddäus Kulisiewicz und die mehr auf das Dekorative gerichteten weiblichen Talente Gorynska, Konarska und Krasnodemska. In der Wiederanknüpfung an die Formschneidekunst der Primitiven ist am weitesten wohl Maria Duninowna gegangen. Natürlich gibt es auch eine ganze Reihe von namhaften Malern, die das graphische Handwerkszeug nur nebenher gebrauchen. Von Älteren ist da vor allem der meist in Frankreich lebende Josef Pankiewicz mit seinen geschmackvollen Landschafts- und Architektur-Radierungen zu nennen, die aber nicht eigentlich charakteristisch für die Sonder-Entwicklung der polnischen Kunst sind. Auch Wojciech (Adalbert) Weiss, einer der heute führenden Lehrer

5. Josef Pankiewicz: Mont Saint Michel (Radierung)



der Krakauer Akademie, und Waclaw Wonsowicz, eines der beweglichsten Talente unter den jüngeren Warschauer Künstlern, haben gelegentlich ihre rein malerischen Absichten eindrucksvoll mit graphischen Mitteln ausgedrückt.

Einige der hervorragendsten zeichnerischen Begabungen der polnischen Gegenwartskunst bleiben wahrscheinlich nur zufällig der graphischen Betätigung fern, weil die hoch entwickelte moderne Reproduktionskunst ihnen die technischen Schwierigkeiten — damit freilich auch intimere Darstellungsmittel — abnimmt. So hat vor allem die ausgezeichnete Zofja Stryjenska, eine volkstümlich-dekorative Begabung von Temperament und einzigartiger Phantasie, nur in ihren Anfängen gelegentlich lithographiert, während sie ihre neueren farbigen Illustrationen und Ornamentalstücke als Reproduktions-Vorlagen zeichnet. Dasselbe gilt von den zum Teil recht beachtenswerten jüngeren polnischen Karikaturisten: dem gefälligen, auch in West-Europa zu Tages-Erfolgen gelangten Czermanski, dem vielseitigen Daszewski, dem hochstrebenden Glowacki. Der ältere Lemberger Maler Sichulski hat dagegen seine geistreichen satirischen Porträts noch selbst lithographiert.

Im gesamten künstlerischen Schaffen des polnischen Volkes nimmt die Graphik heute einen führenden Platz ein, während wohl die Plastik, obwohl sie hier einige Vertreter von gutem europäischen Durchschnittsmaß aufweist, am weitesten zurücktritt. Wer will entscheiden, wie weit das im Wesen der Zeit, wie weit im besonderen Charakter des Volkes liegt? Wenn die polnische Graphik dem deutschen, insbesondere dem ostdeutschen Wesen nicht fremd-artig-fern, sondern stil-verwandt und kulturnah erscheint, so hat dafür außer der natürlichen Verwandtschaft der beiden auch blutsmäßig so vielfach vermischten Nachbarvölker vor allem die polnische Aufnahme-Bereitschaft für deutsche Anregungen und Einflüsse gesorgt. Dürfen wir uns in dieser Bereitschaft, die Leistungen der anderen vorurteilslos zu studieren und zu würdigen, übertreffen lassen?



7. Waclaw Wonsowicz:
Komposition (Holzschnitt)

Ein Jugendbrief von Paul Barsch

Paul Barsch sandte als 19jähriger Tischlergeselle — er arbeitete damals in Lothringen — ein paar poetische Arbeiten an die Breslauer Dichterschule, in der sie beifällige Aufnahme fanden. Dankbar für diese erste Anerkennung schickte Barsch damals an den Vorsitzenden der Dichterschule, Herrn Carl Biberfeld, einen selbstgeschriebenen Band seiner Erstlingswerke. Der begleitende Brief, den wir nachstehend zum Abdruck bringen, verrät die grundtiefe Bescheidenheit eines kindlich frohen Herzens und die Sehnsüchte einer begeisterten Seele.

H. Seifert

Wehr a. d. Mosel, den 31. Oktober 79.

Ew. Wohlgeboren!

Ihrer werthen Freundlichkeit nachkommend, erlaube ich mir, Ihnen eine Sammlung meiner poetischen Arbeiten zur Prüfung zu übersenden und ersuche Ew. Wohlgeboren nicht allzu strenge darüber zu urtheilen.

Zwar gebe ich gerne zu, daß es mehr eine Sammlung sinnloser „Gedankenstriche“ ist, aber ich wußte leider nicht, daß ich diesen großen Schritt wagen würde.

Ich gedenke jedoch — so es der Wille des Höchsten ist — bald in den Stand gesetzt zu sein, bessere Werke zu liefern. Ich bitte Sie deshalb flehentlich, mich nicht zu verstoßen, sondern mir die höchste Ehre zu Theil werden zu lassen, ein Mitglied der „Breslauer Dichterschule“ zu sein.

Ich verspreche, ein treues, gehorsames Mitglied zu sein und dadurch der Schule die höchste Ehre zu machen und vom Geiste der Liebe durchdrungen, nach ganzem Vermögen ein eifriger Vorkämpfer für Licht und Wahrheit zu sein.

Nochmals bitte ich Sie dringest: Urtheilen Sie nicht über mich nach meinen Talenten, sondern nach meinem guten Willen, und sollten Sie meine Talente für ungenügend erachten, ein Wirkliches Mitglied zu sein, so bitte ich Sie, mich als ein Ehrenmitglied aufzunehmen. Ich würde Ew. Wohlgeboren noch ergebenst bitten, mir, im Falle der Möglichkeit, Ihr Blatt so schnell als möglich zukommen zu lassen, denn mein Geist sehnt sich nach geistiger Beschäftigung, welche ihm bis jetzt fast gänzlich untersagt wurde.

Hochedler Herr

Ihrer werthen Anfrage, betreffs meines Alters, erlaube ich mir Ihnen mitteilen zu dürfen, daß ich zu Hermsdorf (Kreis Neisse Oberschlesien) am 16. März 1860 geboren wurde. Alle Bitten meiner Mutter gegenüber, mich studiren zu lassen, blieben erfolglos, da die Hinterlassenschaft meines im Jahre 1874 verstorbenen Vaters, eines Tischlers, nicht ausreichte, um mir auf diesem Wege eine Existenz zu sichern, ich wurde bestimmt, das Geschäft meines sel. Vaters zu erlernen. Voriges Jahr machte mein Lehrmeister in Neisse banquerott, und ich sollte mir ein anderes Asyl suchen, statt dessen zog ich in die Fremde, bekam in Goldberg in Schl. Beschäftigung woselbst ich vom 10. Juni 1878—22. März 79 verweilte; dann trieb mich ein unbekanntes Sehnen nach Leipzig, in die Stadt der Litteratur, woselbst ich jedoch krank und ohne jeden Pfennig Geld ankam.

In der höchsten Angst wendete ich mich an den Edlen Dr. Fr. Hofmann; ich legte Ihm eine Anzahl „Goldberger Stadtblätter“ vor, worin ich öfters Gedichte und Artikel geschrieben habe, — und fand die liebevollste Aufnahme, ja ich kann sagen, ich habe dem edlen Herrn mein Leben zu verdanken, denn ohne seine Unterstützung wäre ich in Leipzig verschmachtet, ja, Er schenkte mir sogar ein paar Stiefeln, und entließ mich mit Worten des süßesten Trostes; Er hatte sogar die große Güte, daß ich Ihm jederzeit meine Gedichte zur Prüfung übersenden darf; —

Von Leipzig zog ich ins Rheinland, kam nach Wehr und bin hier bei edlen Leuten, welche für Nahrung und Kleidung reichlich sorgen, auf Geld Verdienst darf — und will ich auch keine Ansprüche machen, denn ich bin sehr weit zurück im Handwerk.

Ich fühle mich aber dennoch glücklich, ja unendlich glücklich:

Was ich mir in mir gewesen,
Das ahnte nie ein Menschenherz,
Und nie wirts eine Seele lesen,
In Freuden nicht, auch nicht in Schmerz.

Bitte entschuldigen Sie meine schlecht und fehlerhafte Schrift, aber ich muß gestehen daß alle meine Zeit zu schriftlichen Arbeiten dem Schlafe geraubt ist; der Kampf ums tägliche Brod geht vor, das ist das erste Naturgesetz.

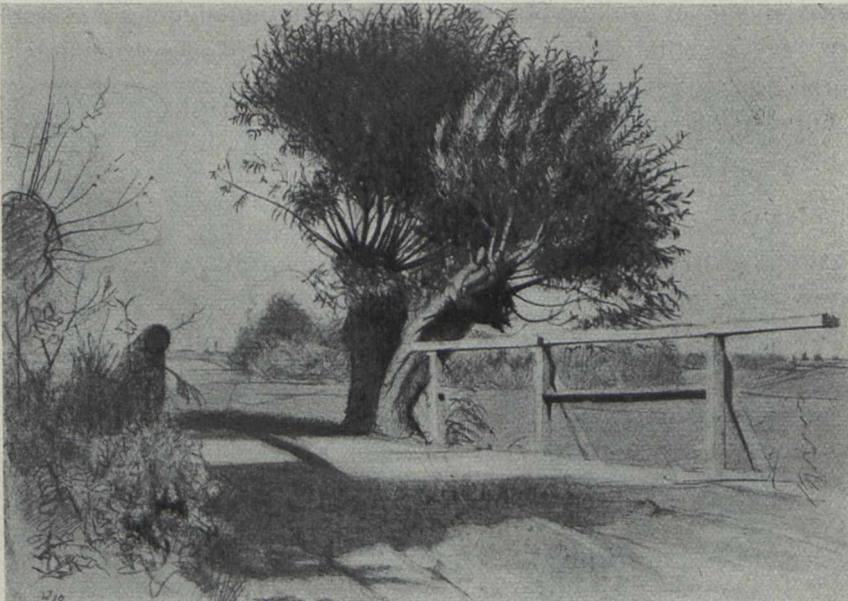
Verzeihen wenn ich langweile

Hochachtungsvoll

bittet unterthänigst

Paul Barsch.

Bitte behalten Sie das Buch so lange es Ihnen beliebt.



Herbert Winter:
Schlesische Landschaft

Bleistiftzeichnung (1930)

Positano

Von Graf Matuschka

Verführerin! Du hast dich aufgeschminkt
Mit sonnensanft beseelter Rosenblässe;
Ein Schattenblau, ein Braun — das Rot der Kresse . . .
Wie einfach das Vollendete gelingt!

Weh, ich verfiel dir, seit du mich gezogen
In die verschwiegen buhlerische Bucht:
Hoch schwankt der Felsen violette Wucht,
Und leise bröckeln die Terrassenbogen.

Doch mit Genußsucht hast du's zugeblüht:
Es tropfen süß die perlenden Zitronen;
Im silbernen Gewölk der Oelbaumkronen
Ist der Granatensterne Blut erglüht.

Die Schlangen dämmern, trunkene Käfer fallen,
Und Vögel reden irr, vom Rausch bedrängt.
In deines Wunders Schoß herabgezwängt,
Die wanderschmalen Wasserschäume lallen.

Tyrannin, wilden Blütentaumels Duft
Weht wahnsinnhauchend durch die Mittagstunde.
Oh, meiner Sehnsucht immer offene Wunde
Durchätzt grausam deine Zauberluft.

Du zwingst mich nicht! Ich will das Herz durchsuchen
Nach gültigem Worte, das dich ewig bannt,
Der Schönheit, die des Menschen Geist erkennt,
Wird er die Form erfinden oder — fluchen.

Deine Nähe

Von Oda Schaefer

Zweifel griff hart mich im Fang,
Als ich entfernt von dir weilte,
Schattenfurcht, dunkel und lang,
Über den grünenden Wegessaum eilte. Über der Stirn schwebte dir
Alles an Ruhe gebreitet,
Was durch die Mühsalen hier
Groß zu den ewigen Sternen hinschreitet.

Aber dann kamen
Wieder die Augen im Licht,
Hände, sie nahmen
Dornen aus Herz und Gesicht. Und es erblühte
Still eine Rose im Schnee,
Hoffender sprühte
Glut in der Asche von Weh.

Nun, da der liebende Flug
Deiner Berührung mich streifte,
Trank ich von Atem genug,
Daß mir der Fruchtbaum des Jahrs heiter reifte.

RUNDSCHAU

Musik

„Das Herz“, Drama für Musik von Hans Mahner-Mons, Musik von Hans Pfitzner — „Morgen geht's uns gut“, Schwank mit Musik (Autoren Nebensache). Zwei Grenzfälle. Das heutige Theaterpublikum steht der Romantik nicht ablehnend gegenüber. Aber Romantik schlechthin und ein romantisches Opernlibretto sind verschiedene Dinge. Der Wert des Librettos hängt davon ab, wie sich Stoff, Szenenführung und Personencharakteristik zu den Ausdrucksformen der darstellenden Bühne und zur geistigen Grundeinstellung der Dichtung in Beziehung setzen, hängt außerdem von den Bindungsmöglichkeiten an die Musik ab. Romantische Opern wie: „Die Frau ohne Schatten“ von Richard Strauß und „Die Brautwahl“ von Busoni sind trotz ihrer künstlerischen Werte erfolglos geblieben, weil sie kein natürliches Gefüge besitzen, nicht weil ihr romantischer Geist dem Publikum widerstrebt. Natürlich ist dem romantischen Opernlibretto Naivität. Unnatürlich ist ihm gedankenbeschwerter Symbolismus und kalter Intellektualismus. Mahner-Mons kommt mit seiner Dichtung „Das Herz“ dem Publikum allerdings erheblich näher als Hofmannsthal und Busoni. Aber bis ans Innere des naiven Menschen kommt er nicht heran. Der Dichtung fehlt der volkstümliche Zug. Das ist ihre Schwäche, vielleicht sogar ihr Verhängnis. Was die Maschinerie des Theaters in der Oper leisten darf, kann verblüffend wirken. Aber die Möglichkeiten des Films wirken sensationeller. Bleibt als stärkster Wert der sittliche Gehalt des Buches. Vielleicht hat gerade dieser Hans Pfitzner so ergriffen, daß er von der Vorlage begeistert war. Seine Musik ist quellende Schönheit, edelster Ausdruck einer von der sittlichen Kraft der Kunst durchdrungenen Persönlichkeit. Pfitzner, der nie ein Anfänger — nur ein Anfänger — war, wird nie ermüden. Davor schützt ihn seine innere Glut, der Lauterkeit der Gesinnung und reines Wollen beigegeben sind. Und doch ist seine Oper „Das Herz“ ein Grenzfall. Nur ein Publikum, das die Schönheit der Musik zu begreifen imstande ist, das bereitwillig seine Seele dem ethischen Gedanken des Werkes öffnet, wird das Wesen dieser Oper erleben. Der größte Reiz der Breslauer Aufführung liegt in der ausgezeichneten Wiedergabe des Instrumentalen. (Dirigent Hans Schmidt-Belden.) Werner Jacobs Regie stützt sich in der Hauptsache auf Wildermanns ausdrucksvolle Bühnenbilder und auf das Maschinelle. Solche Opern, die eine sehr belebende Innenregie verlangen, sollte der Intendant selber in die Hand nehmen. Seine Erfahrung ist hier nicht zu entbehren. Die stilistischen Leistungen stehen auf hoher Stufe. Stimmlich machtvoll, in der Darstellung etwas zu altkomödiantisch der Athanasius von Richard Groß, zart und fein die Helge der Reitzner, vorzüglich charakterisiert der Wendelin von Herma Kaltner, stimmlich imposant, darstellerisch allerdings verkrampft der Modiger des Herrn Streletz. Wer diese Aufführung sieht, wird die Breslauer Oper auf

dem Niveau finden, das sie halten muß, wenn sie die Berechtigung ihrer Existenz durch Leistungen nachweisen will. Ohne Berufung auf Leistungen, auf ihren technischen und kulturellen Wert, ist das Eintreten für die wieder sehr gefährdete Oper aussichtslos. — Daß man eine Kulturbühne restlos dem Operettenbuffo ausliefert, sei es auch nur für wenige Abende, ist der andere Grenzfall. Hoffentlich sieht man die aufgeblasene, tempolose Aufführung des Schmarrens: „Morgen geht's uns gut“ noch als Grenzfall an. Es mag Leute geben, die so eine Sache amüsiert. Zu einem Kassenerfolg dürfte es nicht langen. Denn gerade das Publikum, auf das man vielleicht in diesem Falle spekuliert — das organisierte Publikum — will Opern hören. Leichte Ware? Warum nicht? Schlechte Ware? Nein!

Die Junge Bühne ist dazu da, Grenzfälle zur Entscheidung zu bringen. Das sogenannte Jazzoratorium: „h. m. s. royal oak“ von Erwin Schulhoff ist ein ästhetischer Irrtum. Eine historisch und stofflich fehlerhaft konstruierte Belanglosigkeit mit ernsthaften musikalischen Mitteln auszuputzen, ist ein Nonsens. Die szenische Aufführung klebt den Riß zwischen Stoff und Musik nicht zu. Sie wird ihn um so weiter aufreißen, je ernster sie die Sache behandelt. Witzig konnte man die Angelegenheit auch nicht nehmen, da stand die Musik der Absicht entgegen. Also eine Niete. Die liebenswürdige Märchenoper: „Die Prinzessin auf der Erbse“ nach Andersen von Benno Elkan ist von Ernst Toch mit freundlicher Musik versehen worden und gefällt. Die Wiedergabe mit der anmutigen Gretl Sedlaczek in der Titelrolle, mit den Damen Riedner und Glatz, den Herren Pflanzl, Schmidtmann, Frim und Baron hatte verdienten Erfolg.

An einer z. Z. auffälligen Erscheinung des Breslauer Konzertlebens kann man nicht vorübergehen. Richard Lert, der Gastdirigent der Schlesischen Philharmonie, war einmal eine Zugkraft. Gehört das der Vergangenheit an? Das letzte seiner Konzerte war so schwach besucht, daß man nachdenklich wird. Gegen Lerts Programme läßt sich mancherlei sagen. Wir berufen uns nicht auf die Tradition der Abonnementkonzerte, sondern auf ihren Charakter, der ihrem Sinn entspricht. Dieser liegt darin, die großen Werke verschiedenster Zeiten und Stilrichtungen — vom Barock bis zur Neuzeit — in möglichst vollendeter Form zum Vortrag zu bringen. Lert hat viel Kleinkunst gebracht, er wollte sich gefällig zeigen, wollte gefallen. Zuerst reizte die liebenswürdige Geste, um so mehr, als die Interpretationen voller Charme waren. Was als Episode Sinn haben kann, verliert seinen Wert, wenn es Prinzip wird. Die beiden ersten Nummern des letzten Konzerts: Mendelssohns Hebridenouvertüre und das Klavierkonzert von Goetz gehören in ein Volkskonzert. Das Publikum der Abonnementkonzerte verlangt mit Recht Bedeutenderes. Nun enthielt ja das Programm

noch Bruckners hier noch nicht gespielte A-Dur-Symphonie. Aber das Programm als Ganzes wirkte eben nicht anziehend genug. Lert muß umschwenken. Das ist das eine. Zum andern: die Interpretation selbst. Lerts Eigenart liegt in der aparten Nüancierung des Vortrags. Sie kann interessant, ungemein anregend wirken; kann aber auch als Manier empfunden werden. Die Wiedergabe der Bruckner-Symphonie z. B. war orchestral außerordentlich klangvoll, aber viel zu intellektuell, nicht musikantisch genug; darum ging sie an wesentlichen Zügen der Brucknerschen Musik vorbei. Es ist doch etwas sehr Verschiedenes, ob ich das Werk, wie es Kurth in seiner Bruckner-

biographie tut, auf Formenprobleme hin untersuche und darüber doziere, als wenn ich es als Musiker aufführe. Da kommt es einzig auf die Synthese an. Der große synthetische Zug, das ist es, was man bei Lert nicht selten vermißt. Daß er ihm gegeben ist, bewies er z. B. durch seine Tristanwiedergabe. In dieser Richtung liegt das, was wir von Lert erwarten.

Daß der Musiksinn der Breslauer in hohem Maße rege ist und bis zur Opferwilligkeit gesteigert werden kann, bewies der Andrang zu dem von festlichem Geiste erfüllten Furtwänglerkonzert.

Rudolf Bilke.

Bildnis Frau Ilka Horovitz-Barnay



Ilka Horovitz-Barnay †

Die Schwester Ludwig Barnays und Mutter des Breslauer Intendanten Paul Barnay ist im 85. Lebensjahre zu Starnberg am See gestorben. Was diese hochsinnige Frau mit Schlesien verband, ist nicht nur ihr mehrjähriger Aufenthalt an der Wirkungsstätte des Sohnes und ihre aktive Teilnahme an unserem Theater- und Musikleben; es war eine Art gefühlten Heimatrechtes auf diesem Boden, in dessen Tiefen die feinhörige Frau noch einen Strom österreichischen Kulturgutes rauschen hörte. Sie besaß ein ganz selten zartes Organ für den Mischklang der Kulturen auf geschichtlich alter Erde. In Südungarn und Kroatien verlebte sie die Kindheit, in Budapest die Reifezeit, in Wien die Erfüllung eines menschlich und künstlerisch ereignisreichen, niemals stillstehenden, immer mit der Jugend schreitenden Lebens. Diese Fähigkeit, ganz den Augenblick zu erfassen, hellhörig das Kommende zu ahnen und nicht das Ver-

gangene zu beklagen, bewahrte sie sich bis zur letzten Stunde. Das gab ihr im Leben einen festen Stand, es gab ihr eine geistige Mitte, in der sie mit sicherem Urteil allen Dingen gegenübertrat und in allem Werden das Bleibende erkannte. Ihr Weg kreuzte den der namhaftesten Musiker des späteren neunzehnten Jahrhunderts; bei Liszt begann sie um 1875 die hohe Schule des Klaviers in Budapest, wo der Meister in den Wintermonaten an der Landesakademie lehrte; bei Robert Volkmann studierte sie Theorie, mit Brahms und Johann Strauß verbanden sie freundschaftliche Beziehungen, Joachim und Hans Richter, Rubinstein und Leschetitzky; sie alle nahmen irgendwie Einfluß auf ihr künstlerisches Wesen, das die Musik als Lebenselement begriff. Früh wirkte sich ihr starkes Mitteilungsbedürfnis aus in schriftstellerischer und kritischer Tätigkeit, und das Klavier blieb ihr vertrautester Freund durch alle glück-

lichen und auch leidvollen Zeiten. Mit dieser Frau gemeinsam am Flügel zu musizieren, war ein fortwirkendes Geschenk; sie spielte, wie der kultivierteste Leser ein Buch liest, sie drang immer hinter Stoff und Form in die geistigen Gründe der Werke, sie unterbrach mit persönlichen Erinnerungen an die Komponisten und wurde nicht müde, aus der Lebendigkeit dieser Erinnerung immer neu zu ge-

stalten und nachzuschaffen. Noch im höchsten Alter konnte sie Stunden hindurch ohne jede Ermattung am Flügel sitzen, so wie ihr ungewöhnlich scharfer Geist bis zum Ende das Korrespondieren in fünf Sprachen ermöglichte. Was mit dieser unvergeßlichen Frau ins Grab sank, ist ein Stück der feinsten bürgerlichen Kultur der Vorkriegszeit, ist unwiderbringliche Grazie der Lebensführung. H.A.

Theater

Die Verwirrung in den Pacht- und Betriebsverhältnissen der Breslauer Privattheater, die zu Beginn dieses Jahres bedrohlich um sich griff, ist schon wieder einer neuen und vernünftigen Regelung gewichen. Barnays ernste und notwendige Versuche, schon jetzt für die neue Spielzeit sich als Ersatz für das anderweitig verpachtete Lobetheater ein zweites Haus zu sichern, haben den neuen Pächtern der Loeweschen Gebäude doch wohl zu denken gegeben und nicht geringe Besorgnis vor der Schwierigkeit aufsteigen lassen, mit den Vereinigten Theatern im Schauspiel zu konkurrieren. So fand man denn im beiderseitigen Interesse einen gangbaren Mittelweg: das Lobetheater wurde von dem zwischen Dr. Loewe und der Direktion Beug & Mayer geschlossenen Pachtverträge abgelöst und wiederum an die Vereinigten Theater G. m. b. H. verpachtet zu Bedingungen, die für Barnay tragbar sind. Damit ist also die Kontinuität der Schauspielpflege bis auf weiteres wieder gesichert und die Gefahr einer zersplitternden Konkurrenz ist beseitigt.

Die nun auf den Betrieb des Schauspielhauses beschränkte Direktion Beug & Mayer eröffnete dort mit einer „Casanova“-Inszenierung, die trotz kostspieligster Ausstattung unter dem zu fordernden Niveau blieb. Man erneuerte darauf das Ensemble und brachte, sehr sauber und geschmackvoll, die „Dubarry“ mit Rita Georg heraus. Wenn jetzt auch dieser Versuch einer Behauptung mit guten Mitteln ohne Dauererfolg blieb, dann lag es nicht an der Arbeit, die einwandfrei war, sondern an der nicht genügend fundierten wirtschaftlichen Organisation und an der Unmöglichkeit, das inzwischen ins Stadttheater abgewanderte Operettenpublikum in ausreichendem Maße zurückzugewinnen. Diese Erfahrung ist bitter für die neuen Unternehmer, denen die Führung schon durch eine

Notgemeinschaft der Mitglieder aus der Hand genommen ist; aber sie war vielleicht notwendig, um noch größere Enttäuschungen zu ersparen, wie sie ein zweiter Schauspielbetrieb zweifellos gebracht hätte.

Die Barnay-Bühnen arbeiten inzwischen mit ihrer nicht mehr zu erschütternden inneren Organisation weiter an ihren Aufgaben, die in diesen Wochen mit der Goethefeier den Gipfel des Jahres brachten. Trotz der allgemeinen Unsicherheit der Lage, die eine Personalpolitik auf längere Sicht ausschließt, scheint die Gewähr gegeben, daß wir für die nächste Spielzeit das Ensemble im Wesentlichen uns erhalten können. Nur eine der jüngsten und zugleich hoffnungsvollsten Schauspielerinnen, Angela Salloker, war nicht zurückzuhalten, einen verlockenden Vertrag an das Münchener Staatstheater einzugehen. Der Fall beleuchtet aufs Neue die Schäden der augenblicklichen Situation: wenn immer nur kurzfristig kalkuliert werden kann, die Subventionen problematisch sind und die Besuchsziffern unberechenbar, kann kein mehrjähriger Vertrag verantwortet werden, der die Entwicklung einer so bedeutenden Begabung an unser Institut bindet. Gewiß war Breslau in besonderem Sinne immer ein Übergang für große Talente; aber die wichtige Sendung dieser Reifestätte kann auch nur erfüllt werden, wenn die Tätigkeit sich wenigstens auf drei Jahre festlegen läßt.

Der Umbau des Thaliatheaters ist nunmehr in allen Einzelheiten vorbestimmt und die Fertigstellung bis zum Ende der Sommerferien gesichert. Die Eröffnung am 3. September wird zugleich die festliche Namengebung „Gerhart Hauptmann-Theater“ bringen und mit der Hauptmann-Ausstellung im Kunstgewerbemuseum in Anwesenheit des Dichters den Auftakt der Ehrungen bilden, die seinem siebzigsten Geburtstage gelten. Adler.

Bildende Kunst

Wenn man in diesen Wochen an allen Orten Goethes gedacht hat, so bleibt nur zu fragen, inwieweit unsere Zeit wirklich in Goetheschem Sinne denkt und handelt. Die Goethezeit: das bedeutet eine Zeit bürgerlichen Aufstiegs in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung, bedeutet die Pflege des Theaters als wichtigster Stätte gemeinsamen Fühlens, bedeutet die Ausbreitung der bildenden Kunst durch die damals kräftig emporblühenden Akademien, die nicht nur den Künstler, die das ganze Volk zu bildnerischem Sehen erziehen wollten. Heute kämpfen gerade diese kulturellen Institutionen um ihren Bestand, und es ist bezeichnend, daß in einer Zeit der Sparsamkeit der Blick zunächst auf diese Dinge gerichtet ist, weil sie als die schwächsten Posi-

tionen gelten, die man am leichtesten vertilgen kann. Was die Kunstakademie anlangt, so gewinnt man mehr und mehr den Eindruck, daß der Staat davon nur das erhalten will, wozu er infolge der noch laufenden Verträge rechtlich verpflichtet ist. Ein Darüberhinaus, vor allem eine Erziehung des werdenden Oberzeihenlehrers, scheint nicht mehr gewährt werden zu sollen; mögen die jungen Begabungen, an denen gerade Schlesien so reich ist, sehen, wie sie zurande kommen.

Auch das private Breslauer Kunstleben erleidet zur Zeit eine neue Einbuße: von der ausgezeichneten Sammlung des Rechtsanwalts Dr. Littmann wurden soeben große Teile seiner modernen Graphik in Berlin versteigert, und so wird unser Kunstbesitz fortschreitend geringer.



Paul Felkendorff hatte soeben in der Kunsthandlung Kaulfuss in Liegnitz eine erfolgreiche Ausstellung

Was wir in diesem Winter an Ausstellungen zu sehen bekommen, geht über kleinere Unternehmungen nicht hinaus; daß auch eine solche kleine Unternehmung von großer pädagogischer Bedeutung sein kann, lehrt die Ausstellung „Farbe und Bauwerk“, die von der Breslauer Handwerker- und Kunstgewerbeschule unter Beteiligung der Handwerkskammer Breslau, des Schlesischen Malerbundes, des Kunstgewerbevereins und des Breslauer Gewerbevereins nach Breslau gezogen wurde. Es handelt sich dabei um Arbeiten von Professor Otto Rückert, dem Leiter der Meisterschule für Maler in München und von Max Läger, Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Beide führen die Probleme vor, die uns heute besonders beschäftigen: das Bauwerk außen und innen mit einer stärkeren Farbigkeit zu versehen, aber diese Farbigkeit mit Weisheit und Rücksichtnahme auf

die jedesmal verschieden gelagerten Situationen zu verwenden. Wenn man die aufgehängenen Tafeln verfolgt, so erkennt man, welche Fülle der Bedingungen da zu beachten sind, die Lage des Bauwerks in Platz, Straße oder Garten, und, was das Innere betrifft, die Gestalt des Raumes, sein Charakter, seine Belichtung usw. Gerade diese Probleme der farbigen Behandlung des Innenraumes sind ja heute besonders aktuell, da der vielfache Wohnungswechsel die Möglichkeit zur Gestaltung neuer Raumgebilde gibt und hier schon aus Sparsamkeitsgründen dem farbigen Anstrich die wichtigste Rolle zufällt. So wird diese Ausstellung die Lehre verbreiten, diese Dinge nicht lieblos und schlecht von irgend jemandem behandeln zu lassen, sondern sie in der Fülle ihrer Möglichkeiten zu erkennen, um davon die jeweils geeignete auszuwählen.

Landsberger

Kunstaussstellung „Gruppe 1922“

Daß Schlesien in einer eigenen und selbständigen Weise an der neueren Kunstbewegung teilgenommen hat und teilnimmt, zeigen die Ausstellungen der schlesischen Künstler, so verschieden sie auch gerichtet sein mögen. Im Laufe der Jahre ist ein Kreis von Künstlern, der 1922 zum ersten Mal innerhalb des Künstlerbundes Schlesien als Gruppe ausstellte, des öfteren hervorgetreten, zuletzt in einer Ausstellung 1929, gleichfalls im Rahmen des Künstlerbundes Schlesien. Dieselben Künstler werden jetzt, zusammengefaßt als „Gruppe 1922“, in der Zeit vom 17. April bis 15. Mai in der

Ausstellungshalle am Christophoriplatz neuere Arbeiten ausstellen, und zwar Isi Aschheim, Paul Dobers, Paula Grünfeld, Julius Haberdorf, L. P. Kowalski, Thomas Myrtek, Georg Nerlich. Ihnen schließt sich Professor Karl Hanusch-Plauen an, der, damals in Breslau an der Akademie wirkend, anregend und fördernd an der ersten Veranstaltung der Gruppe 1922 Anteil genommen hatte. Wie s. Zt. ein Holzschnittbuch — es vertrat zugleich die Stelle des Katalogs — werden die Künstler diesmal ein Heft mit Original-Lithographien bieten, das den Katalog enthalten wird.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Deutsch-polnische Zollfragen

Es ist in Schlesien in den letzten zwei Jahren um die Effektivierung des deutsch-polnischen Handelsvertrages sehr still geworden. Wenn man sich daran erinnert, mit welchem Nachdruck in den ersten Jahren des deutsch-polnischen Zollkrieges, also nach 1925, von der ostdeutschen Wirtschaft her immer wieder die Notwendigkeit betont wurde, mit dem östlichen Nachbar zu einem normalen wirtschaftlichen Austausch zu gelangen und mit welchen Hoffnungen dann der endlich paraphierte, wenn auch kleine, Handelsvertrag aufgenommen wurde, dann kann man die derzeitige Resignation kaum anders als den Ausdruck einer allmählichen völligen Zermürbung ansehen. Es ist immer wieder festgestellt worden, daß es absolut müßig ist, zu untersuchen, welchem von beiden Partnern der Zollkrieg größeren Schaden zugefügt hat. Fest steht, daß heute vornehmlich Ostdeutschland und Westpolen im Rahmen des Deutschen Reiches und des polnischen Staates besonders notleidend sind.

Über Ostdeutschland ist oft genug gesprochen worden. Es lohnt sich, einmal einen Blick auf Westpolen zu werfen, also vor allem auf die ehemalige Provinz Posen; dann muß man feststellen, daß in diesem Gebiet die Agrarpreise ins Bodenlose gesunken sind. Sie betragen für Roggen und Hafer noch nicht 50 Prozent des Vorkriegspreises, für Weizen etwa 64 Prozent. Die Preisschere zwischen den Industrieartikeln und den Erzeugnissen der Landwirtschaft hat sich hier ganz besonders weit geöffnet. Innerhalb Polens hat Posen besonders schwer zu leiden, weil es von früher her ganz andere Landwirtschaftserträge gewöhnt war als das ehemalige russische Teilgebiet, wo heute die Preise im Durchschnitt nicht geringer, für manche Erzeugnisse sogar noch höher sind als in der Vorkriegszeit unter der russischen Herrschaft. Was es an Industrien in Westpolen gibt, ist heute, ebenso wie in dem ganzen Lande, zu einem nicht geringen Teil auf immer weniger lohnenden Export angewiesen. Es wurden im letzten Jahr z. B. beinahe 65 Prozent der gesamten Zuckerproduktion ausgeführt. Nach polnischen Statistiken betragen die dabei erzielten Preise nur den dritten Teil der Selbstkosten! Man wird es darum verstehen, wenn gerade der Westen Polens immer wieder nach einem Abbau des Industrieprotektionismus ruft, als dessen Ausfluß man sicherlich nicht mit Unrecht die immer mehr erhöhten Zölle und immer weiter ausgebauten Einfuhrverbote ansieht, die den eigenen Export wohl ebenso stark hemmen wie den ausländischen Import. Nirgends gibt es bekanntlich eine bessere Bestätigung des Satzes, daß jede Wirkung eine Gegenwirkung auslöst, als in der internationalen Handelspolitik. Auf die in den letzten Dezembertagen von Polen neu erlassenen Einfuhrverbote hat Deutschland mit der Einführung des sogenannten Obertarifs, also neuer Maximalzölle Polen gegenüber geantwortet. Man hat sich in den letzten Wochen in Warschau zu Verhandlungen zusammengefunden, die die Gewährung ausreichender Einfuhrkontingente für Deutschland gegen Rücknahme der neuen Ober-

tarifsätze bezwecken. Die neuen polnischen Einfuhrverbote beeinträchtigen auch gerade die ostdeutsche Wirtschaft von neuem sehr stark. Es dürfen z. B. die meisten Erzeugnisse der Papierindustrie nicht mehr nach Polen eingeführt werden, was noch im Vorjahr um eine Summe von nahezu 20 Millionen Zloty der Fall sein konnte. Der Import für wesentliche Textilwarengruppen ist gesperrt, große Teile der Maschineneinfuhr und der Handel mit nahezu sämtlichen Erzeugnissen der Elektrotechnik.

Der deutsche Anteil an der polnischen Einfuhr ist zwar schon im Laufe des letzten Jahres nicht nur absolut, sondern auch relativ zurückgegangen, und zwar in gerade auch für Schlesien wichtigen Warengruppen. Es wurde weniger als die Hälfte an keramischen Erzeugnissen nach Polen geliefert, nur noch ein Drittel von Papier und Papierfabrikaten, von Maschinen und Apparaten. Das deutsch-polnische Geschäft in Präzisionsinstrumenten ging um 37 Prozent zurück, in der Konfektion um 39 Prozent usw. Trotzdem stand Deutschland in der Einfuhr immer noch mit 24,6 Prozent des Gesamtimports an der Spitze. Allerdings hat sich die deutsch-polnische Handelsbilanz im vorigen Jahr zugunsten Deutschlands, also zugunsten Polens, stark aktiviert. Es wurde im letzten Jahr für 44 Millionen mehr nach Polen ein- als ausgeführt, im Jahre 1930 nur für 21 Millionen mehr. Die neuen polnischen Einfuhrverbote, die wohl u. a. auch auf diese Tatsache zurückzuführen sind, haben bewirkt, daß schon im Januar dieses Jahres die Einfuhr aus Deutschland nur noch 18 Millionen Zloty betrug, gegen fast 44 Millionen im Januar 1931.

Im Februar hat sich die rückläufige Entwicklung der polnischen Einfuhr weiter fortgesetzt. Sie hatte einen Wert von insgesamt nur noch 64 Millionen Zloty gegen fast 117 Millionen im gleichen Monat des letzten Jahres. Die polnische Ausfuhr ist übrigens keineswegs im gleichen Verhältnis zurückgegangen. Sie wurde im Februar immer noch mit über 97 Millionen gegen 135 Millionen Zloty ein Jahr vorher beziffert. Mit welchen großen Opfern allerdings die weitere Aktivierung der polnischen Handelsbilanz verknüpft ist, mag das Beispiel der polnischen Kohlenausfuhr zeigen. Sie stieg im letzten Jahr mengenmäßig von 129 auf 143 Millionen Doppelzentner, sank trotzdem wertmäßig um reichlich 8 Millionen Zloty herab.

Es soll hier nicht eine Übersicht über die Gesamtentwicklung des polnischen Außenhandels gegeben werden. Die vorstehenden Zifferangaben sollen lediglich dazu dienen, jedem deutlich zu machen, Opfer welchen Ausmaßes der gegeneinander geführte Zollkrieg den beiden Kriegführenden auferlegt und wie in jedem Sinne unproduktiv sie sein müssen. Das polnische Inland ist heute in noch höherem Maße wohl als Deutschland mit ungeheuren Exportlasten beschwert. Man befindet sich dabei, von Warschau aus gesehen, sicherlich in einer gewissen Zwangslage, denn die auch in Polen erfolgte Abziehung ausländischer Gelder hat dazu geführt, daß die Zahlungsbilanz fast identisch geworden ist mit

Glockenturm und Sakristei der evangelischen Kirche in Kosel
Architekt: Hans Thomas B.D.A.



Klettephoto

der Handelsbilanz, die also unbedingt aktiv gehalten werden soll, um nicht Währungsschwierigkeiten heraufzubeschwören.

Die z. Z. noch in Warschau geführten deutsch-polnischen Verhandlungen über die Gewährung von Kontingenten an Deutschland für einfuhrverbotene Waren und dementsprechende Wiederbeseitigung der neuen deutschen Obertarifsätze auf die polnische Ausfuhr nach Deutschland haben sich sehr in die Länge gezogen und versprechen bei Abfassung dieses Berichts noch keine baldige Lösung der neuen Schwierigkeiten. Wir haben uns zwar mittlerweile daran gewöhnt, daß die Länder der ganzen Welt sich durch immer rücksichtslosere Kampfmaßnahmen gegeneinander abzuschließen suchen, von der eigentlich oft genug widerlegten Doktrin ausgehend, daß man dadurch die einheimische Wirtschaft vor weiteren Krisenerschütterungen werde schützen können. Es erscheinen dementsprechend die großen Hemmnisse des Wirtschaftsaustausches zwischen Deutschland und Polen nicht mehr so ungewöhnlich wie noch vor drei Jahren. Trotzdem wird man immer wieder darauf hinweisen müssen, daß die Ergebnisse des zollpolitischen Kampfes an der deutschen Ostgrenze, d. h. die ganz besondere wirtschaftliche Verelendung in den diesseits und jenseits der Grenze liegenden Provinzen eigentlich ein abschreckendes Schulbeispiel für die Sinnlosigkeit aller solcher Kampfmaßnahmen darstellt, wenn man sie auf Jahre hinaus verewigt.

Die seit Mitte Februar in Gang gekommenen Besprechungen über eine wirtschaftliche Reorganisation Südosteuropas, also die mehr oder weniger eng gefaßten Donauföderationspläne, könnten an sich Anlaß zu gewissen Hoffnungen einer Lösung auch der deutsch-polnischen Frage geben. Es wäre natürlich denkbar, daß ein auf die gegenseitigen Bedürfnisse und Schwierigkeiten ganz besonders abgestimmtes System des Wirtschaftsaustausches zwischen Deutschland, Österreich, Ungarn, den Staaten der Kleinen Entente mit Einbeziehung Polens allen Beteiligten Erleichterung bringen könnte. Aber zunächst einmal ist es noch nicht geklärt, ob denn überhaupt ein System von Zollpräferenzen das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem einer Lösung näherbringen kann. Österreich, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, um nur diese zu nennen, sind finanziell so restlos ausgeblutet, daß auch keine Zollpräferenz sie in die Lage versetzen könnte, ihre Verkehrslinien einigermaßen auszubauen, ihre Landwirtschaft mit modernen Maschinen auszustatten, die österreichische Industrie der technischen Entwicklung der letzten zehn Jahre anzupassen. Die Voraussetzung für eine wirkliche Belebung, für einen gesünderen wirtschaftlichen Stoffwechsel bleibt immer wieder ein heilender und anregender Kapitalstrom, der infolge vielerlei politischer Hemmnisse eben nicht zu fließen beginnt. Polen, um das noch einmal speziell herauszuheben, hat außerdem an einem solchen mitteleuropäischen Wirtschaftsaustausch ein nur geteiltes Interesse.

Seine Aspirationen, die mehr und mehr nach Norden und Nordosten gehen, nach starker Konkurrenz mit den alten Industrieländern des Westens sind heute noch so stark, daß es sich kaum damit

wird begnügen wollen, ein nicht einmal ausschlaggebendes Glied in der Kette der mitteleuropäischen, sich gegenseitig bedingenden Wirtschaftseinheiten zu sein. Darge.

Niederschlesische Wirtschaftszahlen 1931

Systematische Beobachtung über den Ablauf des wirtschaftlichen Arbeitsprozesses ist heute notwendiger denn je. Gerade in regionaler Beziehung kommt ihr in bezug auf die Sonderlage der Provinz Niederschlesien — aus den verschiedensten Ursachen — besondere Bedeutung zu. Diesen wichtigen Aufgaben widmet die Provinzialverwaltung von Niederschlesien durch die erfolgte Einrichtung und den weiteren Ausbau eines eigenen Statistischen Amtes (unter Leitung von Provinzial-Verwaltungsrat Dr. Dietel) ihre besondere Aufmerksamkeit. Die von diesem bearbeiteten „Niederschlesischen Wirtschaftszahlen“, welche laufend im Mitteilungsblatt „Niederschlesien“ veröffentlicht werden, sollen zur Vertiefung der Erkenntnisse von Niederschlesiens wirtschaftlicher Lage und Struktur, seiner Bedeutung innerhalb der deutschen Volkswirtschaft, aber auch seines schweren Existenzkampfes im Rahmen der gesamten Wirtschaftsverhältnisse des Reichs und Preußens beitragen; sie sollen so auch mit der Erhärtung der wirtschaftspolitischen Forderungen dienen, welche immer wieder bei den zuständigen Stellen von Reich und Staat zu vertreten sind. In dieser Richtung ermöglicht das jetzt herausgegebene „Statistische Sonderheft“ Nr. 4 sowohl einen Vergleich der Wirtschaftsverhältnisse Niederschlesiens mit dem Reichs- und Staatsdurchschnitt für 1931 und 1930 als auch auf den verschiedensten Gebieten für eine Reihe von rückliegenden Jahren. Das Statistische Sonderheft selbst gliedert sich in mehrere Teile. Der erste Teil enthält neben methodischen Vorbemerkungen über die Anlage und Aufbereitung der einzelnen Statistiken zunächst einen kurzen Überblick über die allgemeine Wirtschaftslage in Niederschlesien, dem sich Ausführungen über die verschiedenen Berufsstände mit den markantesten Wirtschaftszahlen anschließen; hier werden die Betriebsergebnisse von Land- und Forstwirtschaft und

dann die wichtigsten Industriezweige sowie Handel und Handwerk behandelt. Es folgt dann die zahlenmäßige und textliche Auswertung der hauptsächlichsten Konjunktursymptome aus den „Niederschlesischen Wirtschaftszahlen“. Diese zahlenmäßigen Übersichten werden durch verschiedene statistische Sonderbeilagen ergänzt. Neben Jahresreihen aus der Landwirtschaft findet sich eine Übersicht mit Schaubild über die Betriebsergebnisse der rübenverarbeitenden Zuckerfabriken Niederschlesiens (1927/28 bis 1930/31) und über die Wohlfahrtserwerbslosen Breslaus im Vergleich mit namentlich deutschen Großstädten. Aus diesen Zahlen — auf 1000 Einwohner berechnet — kann man die immer schwerere finanzielle Belastung gerade der niederschlesischen Provinzialhauptstadt erkennen, steht doch Breslau in dieser Beziehung unter den preußischen Großstädten an erster und unter den deutschen Großstädten mit an erster Stelle.

In dem zweiten Teil des Heftes werden diesmal in tabellarischen Übersichten die monatlichen wirtschaftsstatistischen Entwicklungsreihen für 1931 und 1930 wiedergegeben. Diese Entwicklungsreihen haben im Laufe der Berichtszeit verschiedentlich eine Erweiterung erfahren; besonderer Wert wurde dabei auf den Ausbau der Produktionsstatistik gelegt, die gegenwärtig — teils durch eigene Erhebungen — sechs wichtige Gebiete umfaßt.

Schließlich enthält der dritte und letzte Teil des Heftes — ebenfalls in Ergänzung zu den Jahresübersichten — Schaubilder aus den verschiedensten Gebieten in jahresweiser Aufzeichnung. Wenn diese statistischen Arbeiten mit dazu beitragen, dem angedeuteten Ziele immer näher zu kommen, so werden die aufgewandten Mühen, die sicherlich mit mancherlei Kleinarbeit bei der Heranziehung und Aufbereitung des mitunter verstreuten Materials verbunden sind, reichlich belohnt.

Sport

Rückblick auf die Wintersport-Ereignisse

Nach den Bobmeisterschaften in Schreiberhau war das größte Ereignis des Winters die Deutsche Skimeisterschaft, die mit der Heeresmeisterschaft verbunden war. Winterwetter mit viel Schnee hatte sich endlich eingestellt, und so konnte Schreiberhau das Programm in der geplanten Weise durchführen. Nach den Rückschlägen des Januar, die unseren Wintersportplätzen schweren wirtschaftlichen Schaden zugefügt hatten, setzte etwas verspätet noch einmal ein Auftrieb ein, Schreiberhau füllte sich mit Wintersportlern, Reichswehrsoldaten, Journalisten und Zuschauern. Wurden alle Erwartungen erfüllt? Der Anfang war wenig glücklich. Die Langlaufstrecke bot der erlesenen Teilnehmerschar, die sich aus den besten Wettkämpfern von Deutschland, Oester-

reich und der Tschechoslowakei zusammensetzte, viel zu wenig Gelegenheit, ihr skitechnisches Können unter Beweis zu stellen, sie war zu leicht. Daraus ergaben sich abfällige Kritiken in der auswärtigen Presse, die wie immer ihre Voreingenommenheit gegen sportliche Veranstaltungen in Schlesien kundtat. Aber schließlich kam man doch wieder zusammen, denn der Mannschaftslauf, die Strecke für den 50-Kilometerlauf quer durch Iser- und Riesengebirge und vor allen Dingen die ausgezeichnete und wundervoll gelegene neue Sprungschanze im Himmelsgrund, die Sprünge zwischen 45 und 55 Metern zuläßt, verwischten den schlechten Eindruck des ersten Tages. Man sah glanzvolle Leistungen der besten Köhner.

Die gute Kritik der auswärtigen Journalisten ist

für uns um so wichtiger, als sich Schreiberhau und Krummhübel um die Abhaltung der Wintersport-Olympiade 1936 bewerben wollen. Diese Bewerbung kommt reichlich spät, nachdem man in den meisten großen deutschen Zeitungen gelesen hat, daß sich die Teilnehmer an der Wintersportolympiade in Lake Placid mit dem Worte verabschiedet haben: „Auf Wiedersehen in Garmisch 1936!“ Die Bayern waren schon eher auf dem Plan, und es wird schwer halten, das Plus, das sie in die Waagschale zu werfen haben, insbesondere beim Deutschen Skiverband auszugleichen. Der Unterstützung der gesamten schlesischen Presse können Schreiberhau und Krummhübel sicher sein, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß sie sich selbst einigen und nicht in unfruchtbarer Rivalität bekämpfen. Die beste Lösung wäre, wenn beide Orte sich sinngemäß in die Meisterschaften teilten. Erst dann würde das Riesengebirge voll zur Geltung kommen, und erst dann wäre die Möglichkeit gegeben, alle Teilnehmer und Gäste gut unterzubringen. Die räumliche Entfernung würde keine Rolle spielen und wäre durch Einrichtung eines großzügigen Autopendelverkehrs leicht zu überwinden. Ein großer Teil der Wettkämpfer traf sich am Sonntag nach den Deutschen Meisterschaften bei den Wettkämpfen des H. D. W. (Hauptverband deutscher Wintersportvereine) in Josefstal bei Gablonz. Die Deutschböhmen verstehen es immer, ihre Meisterschaften zu einem Fest des Deutschtums zu machen. Alle reichsdeutschen Teilnehmer waren begeistert über die gastliche Aufnahme und die Herzlichkeit, mit der man ihnen entgegnet.

Eine neue Art des wintersportlichen Wettkampfes entwickelt sich seit kurzer Zeit verheißungsvoll: die Abfahrtsläufe. In Schlesien wurde vor zwei Jahren der Wettlauf um den Hindenburg-Pokal in Grunwald bei Reinerz geschaffen. Der Deutsche Skiverband hielt in diesem Jahre zum ersten Male in Garmisch einen großen Abfahrtslauf ab. Die Grunwälder Veranstaltung verspricht volkstümlich zu werden. Grunwald hat das beste

Gelände in Schlesien für derartige Rennen, weite baumlose Hänge mit wechselndem Gefälle. Vor zehn Jahren wurde das Grunwälder Gebiet nur von wenigen Sportenthusiasten besucht, und die Unterbringungsverhältnisse waren mäßig. Die Grunwälder selbst, dieser merkwürdige Menschenschlag, der als Bauer, Holzfäller, Heimarbeiter mühsam um das tägliche Brot kämpfen muß, waren für den Skisport noch nicht gewonnen. Heute sieht es anders aus in Grunwald, Unterkunftsstätten sind geschaffen worden, und die Grunwälder Jungen sind verwegene Skiläufer. Das Abfahrtsrennen war sehr schwer. Am Morgen mußte eine Steilabfahrt durch hohen Wald mit 450 m Gefälle und allerhand tückischen Hindernissen gemacht werden; die kaum einer sturzfrei durchstand. Am Nachmittag mußte eine freie Strecke von 1 km mit starkem Gefälle und einigen Hindernissen durchfahren werden; die beste Zeit war 58 Sekunden, ein Zeichen für die Schnelligkeit derartiger Rennen. An vielen anderen Orten sind in diesem Winter Abfahrtsrennen veranstaltet worden. Sie erweitern das Programm der Skiwettkämpfe um ein wesentliches Gebiet. Der Langlauf ist eine Prüfung für Herz, Lunge und Muskeln, das Springen ist fast Skiakrobatik. Das Abfahrtsrennen bringt den Mann in Front, der eine vollendete Fahrtechnik beherrscht, es bedarf keiner großen Vorbereitungen oder Geldausgaben und gibt namentlich der Jugend Gelegenheit, die Kräfte zu messen und zu steigern.

Die schlesischen Skiveranstaltungen finden ihren Abschluß mit den Osterläufen der Hampelbauden-Skizunft.

Der Eissport hatte endlich im Februar und Anfang März Gelegenheit zur Entfaltung. Vor allen Dingen ist die Entwicklung des Eishockeysports, eines wundervollen Kampfsports, zu begrüßen, der in Breslau, Görlitz und Oberschlesien viele Anhänger gefunden hat. Immer wieder muß aber darauf hingewiesen werden, daß erst nach Schaffung einer Kunsteisbahn eine wirkliche sachgemäße Pflege und ein Aufschwung dieser Sportart zu erwarten ist.

F. Wenzel.

Bücher

GEORG HIRSCHFELD: DIE FRAU MIT DEN HUNDERT MASKEN. Roman einer Schauspielerin. Deutsches Verlagshaus Bang & Co., Berlin und Leipzig.

Das ist ein Schlüssel-Roman und als solcher interessiert er uns Schlesier. Es interessiert, die Geschichte der Sorma zu hören und die Charakterisierung ihres Gegenspielers Josef Kainz. Wir erfahren gern Näheres über die Entwicklung des Theaters jener Zeit und über die Leiter der großen Bühnen in Berlin. Aber man hätte gewünscht, diesen großen tragischen Stoff voller gestaltet zu sehen; auch wäre ihm eine größere Differenzierung der Schilderung und eine lebensnähere Sprache zu wünschen.

A. L.

BRUNO NEUGEBAUER: GLATZER BERGHEIMAT. Geschichten und Gedichte aus Glatzer Bergen. Verlag Glatzer Bücherstube. 1931.

Ein nettes Heimatbüchlein ist in Gestalt der vorliegenden Zusammenstellung von teils hochdeutschen, teils in der eigenartigen Glatzer Mundart gehaltenen Geschichten und Gedichten des Lehrers Bruno Neugebauer herausgekommen.

Hübsche Landschaftsphotographien des Glatzer Heimatphotographen Marx und eine Zeichnung von Blaschke illustrieren das Büchlein. D. W.

KURT HIELSCHER: DEUTSCHLAND, Landschaft und Baukunst. Leipzig, F. A. Brockhaus 1931. Dieses Buch, das bereits in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet ist, hat nach dem bedauerlichen Eingehen des Ernst-Wasmuth-Verlages seinen Verleger gewechselt. Zugesetzt wurde ihm ein das Werk begrüßender Brief von Hans Thoma in Faksimiledruck, auch zeigt die Auswahl der Bilder manche Verschiebung und Erweiterung. So wird diesem Werk in seiner neuen Ausgabe der gleiche Erfolg beschieden sein wie bisher. Wir begleiten diesen Weiterfolg mit besonderer Genugtuung, denn Hielscher ist Schlesier — sein 50. Geburtstag wurde erst vor kurzem in diesen Blättern gefeiert. Selbstverständlich ist darum auch die Heimat des Verfassers nicht zu kurz gekommen; sie erscheint in Bauten von Breslau, Görlitz, Löwenberg, Oels und Neisse, in oberschlesischen Holzkirchen und in Ansichten aus dem Riesengebirge.

F. L.

„DIE NEUE STADT“

Nachdem durch den Konkurs des Verlages Englert und Schlosser in dem Erscheinen der Zeitschrift „Das Neue Frankfurt“ eine kurze Pause eingetreten war, wird nunmehr durch die bisherigen Herausgeber des „Neuen Frankfurt“, Dr. Joseph Gantner und Direktor Ulrich Burmann, im Verlag von Philipp L. Fink, Frankfurt-Groß-Gerau die

Zeitschrift „Die neue Stadt“ (Internationale Monatsschrift für architektonische Planung und städtische Kultur) herausgegeben. Tendenz, Publikationsbereich und Erscheinungsweise sind dieselben wie beim „Neuen Frankfurt“, ebenso dient die neue Zeitschrift dem Bund „Das Neue Frankfurt“ als offizielles Organ. Der neue Jahrgang beginnt am 1. April 1932.

Volkskunde 1932

Am 22. Februar 1932 erließen Rektor und Senat der Breslauer Universität eine Kundgebung, in der von der Gefährdung der Geisteswissenschaften gesprochen wird. Von der Gefährdung, die aus der Teilnahmslosigkeit und der Kurzsichtigkeit des eigenen Volkes entspringt. „Was dem Feind in den Jahren des Krieges und nachher nicht gelungen ist: die deutsche Wirtschaft abzudrosseln, das deutsche Volk nach der erreichten militärischen Abrüstung auch zur geistigen Abrüstung zu zwingen — das ist das deutsche Volk jetzt in kurzsichtigen vermeintlichen Sparmaßregeln bereit, an sich selbst zu vollziehen.“

Es ist deshalb von einigem Sinn, in weiter Öffentlichkeit zu zeigen, wo heut die Wissenschaften halten. Nur so wird man begreifen, was alles zerschlagen werden soll. Wenn sich dabei die „Volkskunde“ anderen Berichten vorzudrängen scheint, so liegt das hauptsächlich daran, daß hier die Dinge leichter als anderswo zu überblicken sind, und deshalb einen deutlicheren Begriff zu geben vermögen.

Ich habe in dem im Auftrag des Oberpräsidiums herausgegebenen „Jahrbuch für Wirtschaft, Verwaltung und Kultur Niederschlesiens“ 1930 die volkswissenschaftliche Arbeit in Schlesien zu umreißen versucht. Es zeigte sich, daß an zwei Stellen, im volkswissenschaftlichen Archiv des Deutschen Institutes der Universität und im volkswissenschaftlichen Seminar der Päd. Akademie auf diesem Gebiete wissenschaftlich gesammelt wurde. Mit Ablauf dieses Jahres wird die zuletzt hervorgetretene Stelle*) einstweilig stillgelegt. Das volkswissenschaftliche Archiv am Deutschen Institut bleibt damit die einzige wissenschaftliche Sammelstelle der Disziplin für unsere Provinz.

Wie schon im vorigen Bericht erwähnt, betrachtet das volkswissenschaftliche Archiv die Sammlung für den volkswissenschaftlichen Atlas als dringlichste Aufgabe. Der erste von ihm ausgeschickte Fragebogen wurde von beinahe allen Mitarbeitern beantwortet und hart nun der Bearbeitung; der zweite ist unterwegs. Die Tätigkeit am schlesischen Wörterbuche schreitet fort, so daß der Druck in nächste Nähe rückte. In diesem Zusammenhang darf auf ein kleines Buch verwiesen werden, das mit den Arbeiten zur Mundart in engem Zusammenhange steht, die „Texte zur Geschichte der schlesischen

Mundarten“ von Wolfgang Jungandreas. Das volkswissenschaftliche Seminar der Päd. Akademie hat in dem letzten Jahr sich auf die Beibringung von neuem Sagen und Aberglauben beschränkt; daneben schritt die Sammlung von Kinderspielgeräten und anderen Geräten fort.

Die von Th. Siebs geführte „Schlesische Gesellschaft für Volkswissenschaft“ hat ihre alte Lebenskraft bewahrt. Sie legte im letzten Jahr ein starkes Doppelheft der „Mitteilungen“ und Band I meiner „Schlesischen Märchen“ vor. Daneben stehen die Vorträge der Gesellschaft, die regelmäßig jeden Monat im Wintersemester stattgefunden haben, und die das weite Gebiet von Sprache und Kunst bis hin zum alten Lied und bis zur mittelalterlichen Häuslichkeit umfaßten.

Bei diesen Arbeiten heute auf einzelnes einzugehen, verbietet der beschränkte Raum. Auch von der Arbeit, die sonst geleistet worden ist, zu sprechen, mag einem Bericht aus hoffentlich günstigeren Zeiten vorbehalten bleiben. Vorläufig ist wichtiger als zurückzuschauen der Ausblick in die Zukunft und die sich ohne weiteres ergebende Frage: Was ist zu tun, daß das, was noch vorhanden ist, erhalten bleibt? Dies zu erwägen, scheint mir wichtig. Wichtig auch in der breiten und interessierten Öffentlichkeit, — nachdem sich langsam die Erkenntnis Raum brach, daß die Volkswissenschaft nicht eine Angelegenheit romantisierender Schwärmer oder Träumer, sondern die Grundlage für alle die volkswissenschaftlichen Wissenschaften ist. Mir scheint, hier bieten sich viele Ansatzpunkte. Die Kreise wie die Provinz haben an einer Förderung der Volkswissenschaft ein Interesse; die Schule muß es haben, wenn man ihr auch den Lebensodem heut abzuschneiden versucht, und überall, wo Menschen sich zusammenballen, müßte an einem Ausbau derartiger Erkenntnisse, — so scheint es wenigstens, — gelegen sein. Es kommt dazu die weitere Notwendigkeit, das deutsche Schlesien deutlich zu machen, und diese Aufgabe allein muß jedem schon am Herzen liegen. Von hier aus werden die Möglichkeiten klar.

Man spricht so gern von Deutschlands geistigen Leistungen im Gegensatz zu denen anderer Völker. Es ist sehr leicht, sich mit den Namen und Verdiensten aufzuputzen, die deutsche Künstler und Gelehrte errangen. Daß dieser Stolz auch eine Verpflichtung enthält, vergißt man gern. Es scheint mir an der Zeit, sich daran zu erinnern. Und an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß von der Wissenschaft nicht ferne und sinnlose Dinge getrieben werden, sondern daß von ihr immer wieder die Fäden ins Gewirk des Lebens laufen. Wenn man das weiß und das bedenkt, dann werden sich auch Mittel und Wege finden lassen, um zu erhalten, was wir haben. Und um vielleicht in einer nicht zu fernen Zukunft Verlorenes auch wieder aufzubauen.

Will-Erich Peuckert.

*) Ich möchte die Gelegenheit benützen, um ein bedauerliches Versehen im oben erwähnten Jahrbuch zu berichtigen. Das Deutsche Institut wurde sechs Wochen nach der Begründung der Päd. Akademie am 26. Juni 1929 feierlich eingeweiht; seine Begründung und Eröffnung erfolgte jedoch schon längere Zeit vorher. Der aufmerksame Leser wird aus der Erwähnung meiner Arbeit am Institut wahrscheinlich den Irrtum schon erkannt und selbst berichtigt haben.

Die Gruppe Junger Künstler, Waldenburg

Man schreibt uns aus Waldenburg:
Die Gruppe Junger Künstler, Waldenburg, ist kein „Verein zur Hebung und Förderung kultureller Interessen“. Sie ist nicht fertig. Sie hat kein Programm, mit dem sie demonstrativ vor die Öffentlichkeit tritt. Sie ist immer im Werden, wie die, die ihr angehören. — Werdende sind immer dankbar, dankbar dafür, daß man sie hört und daß sie hören dürfen.

Die Anfänge der Gruppe Junger Künstler sind in den Zusammenkünften einiger junger Menschen aus dem Waldenburger Industriegebiet zu sehen, die die Pflege moderner Literatur und die Förderung eigener Dichtung in ihrem Kreise sich zur Aufgabe gestellt hatten. Renaissance des „Gekrönten Blumenordens“ oder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“? Der Vergleich lockt, letztlich sind es immer wieder dieselben Gründe, die die Jünger der Kunst zusammenkommen lassen. Doch Menschen und Dinge im Steinkohlenrevier Waldenburgs haben nichts vom Idyll an sich. Aber was es in sich trägt, das hat an ihren Seelen und an ihrem Schaffen geformt. Der Ernst und die Not, mit der ein wirtschaftlich absterbendes Gebiet seine Bewohner schwer niederdrückt, die Mühsal des Bergmannes, der die Kohle schürft, das Leid armer Menschen, alles das spürt man in der Dichtung jener junger Menschen.

Wie sie heißen und was sie bisher taten, von dem es sich lohnt zu reden? Die Gruppe Junger Künstler veranstaltete im vorigen Frühjahr ihren ersten und vor kurzem ihren zweiten literarischen Abend in Waldenburg, die man im ganzen als einen recht guten Erfolg bezeichnen kann. Inhalt des Abends: moderne Dichtung, fremde und eigene. Der erste literarische Abend war verbunden mit einer Ausstellung von Plastiken, Aquarellen und Zeichnungen von Adolf und Hans Hacker und Hannes Paesler, Waldenburg, die viel Beachtung fanden. Hannes Paesler entwarf auch die zum Teil ausgezeichneten Werbeplakate der Gruppe für den zweiten literarischen Abend.

Es wurde an beiden Abenden aus Manuskripten von H. J. Kieler, Hannes Paesler, F. H. Fischer und Friedr. v. Hartau gelesen. H. J. Kieler und Friedr. v. Hartau gaben ein kleines Bändchen Gedichte heraus, ebenso Hannes Paesler, der es mit eigenen Zeichnungen versah. Die Gedichte haben Anklang und Ablehnung gefunden. Beides ist gut und berechtigt gewesen. Man hat die Gedichte an Führende unserer Zeit gesandt mit der Bitte um Kritik. — Thomas Mann schrieb an Fr. v. Hartau und H. J. Kieler: „Ich danke Ihnen sehr für Ihren vertrauensvollen Brief und das Freundesheftchen, aus dem soviel Talent und guter, geistiger Wille spricht . . ., und wenn Sie mich fragen, ob von dem Reifen der hier waltenden,

jugendlichen Kräfte wohl ein förderlicher Beitrag zur Ordnung und Bändigung all der Problematik, in der wir leben, zu erhoffen ist, so will ich antworten: Ja, so gewagt es immer bleibt, Ihren Jahren zu prophezeien.“ — Albert Soergel: „ . . . mir scheint, als wenn in den Gedichten ein eigener Ton sich durchringe, Ihre menschliche Sehnsucht um den eigenen Ausdruck kämpfe . . . Das Ganze ist das, was besticht — selten der einzelne Satz — das einzelne Wort . . .“ Ein feines Wort gab Hermann Stehr der Gruppe auf den Weg mit: „Fahren Sie so fort und überzeugen Sie die anderen durch tätigen, festen Glauben an sich selbst.“ — Kritiken, die Mut machen und Maßstäbe geben, die zur Verantwortung erziehen. — H. J. Kieler und Hannes Paesler standen auf dem Programm eines literarischen Abends in Berlin: „Nachkriegsgeneration“. Beide wurden von der Berliner Kritik freundlich aufgenommen. — Friedr. v. Hartau las auch mit Erfolg in Abenden in Leipzig, Dresden und Hamburg aus den Manuskripten seiner Freunde und den eigenen. Er übernahm auch die Rezitation an den beiden Abenden der Gruppe und erhielt von der Kritik wegen seiner ausgezeichneten Sprechkunst reiches Lob. — Neuerdings hat sich der Gruppe Junger Künstler auch Maj-Lis Wachlin, Salzbrunn, angeschlossen, eine sehr begabte Pianistin. Sie verhalf dem zweiten literarischen Abend der Gruppe durch ihr Chopin-Spiel mit zum Erfolg. Es ist zu hoffen, daß Frau Maj-Lis Wachlin bald ein größeres Auditorium in Schlesiens Hauptstadt und der Provinz findet.

Daß man eine Gruppe junger Künstler in Waldenburg gebildet hat, soll aber nicht bedeuten, daß „die Gruppe“ dichtet, malt, Plastiken formt, musiziert. Kein Kollektiv mit einem Fünf-Jahres-Plan. Nein, es wird jeder seinen Weg gehen müssen und auch gehen. Nur ist man stärker im Zusammengehen als im Alleingehen, wenn es gilt, sich Gehör zu verschaffen. Man hat das in Waldenburg, dessen Not sich natürlich auch drückend auf das kulturelle Leben legt, besonders nötig.

Die Gruppe Junger Künstler wird deswegen nicht im schlechten Sinne betriebsam werden, nicht „modern“, nicht „aktuell“ um jeden Preis. Das Manifest, das H. J. Kieler und Friedr. v. Hartau ihrem Gedichtbändchen vorausschicken, zeigt einen gesunden Geist. „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns Taten sehen.“

Ein erfreulicher Anfang, von jungem, künstlerischem Leben in Waldenburg Zeugnis abzulegen, ist gemacht. Bleibt zu hoffen, daß, wenn die Gruppe Junger Künstler ihrer innersten Aufgabe, Künstler zu sein, das „andere Leben“ zu leben, treu bleibt, ihr auch in Schlesien eine treue Gefolgschaft erwächst, die das bejaht, worum dort strebend gerungen wird. Wilhelm Hahn.

Mitteilungen der Vereine

Bund Deutscher Architekten, Landesbezirk Schlesien

Die außerordentliche Hauptversammlung wählte am 16. März 1932 folgende Mitglieder in den Vorstand des Landesbezirks: Kurt Langer als 1. Vorsitzenden, Wilhelm Brix als 2., Erich Grau als

Kassenwart. Die Geschäftsstelle des Landesbezirkes wird dadurch von Eichendorffstr. 41 nach Ohlau-Ufer 25 verlegt.

Schlesisches Simmereich

Dorfnamen aus der Breslauer Landschaft

Slawische Worte haben einen fremden Klang und sind oft schwer für uns auszusprechen. Versuchst du den tschechischen Satz „strě prst skrs krk“ (steck den Finger in den Hals) laut zu lesen, so hört es sich an, als wenn die Wirkung des Gesagten schon einträte. Seltsam klingen auch viele slawische Dorfnamen der Breslauer Landschaft. Als ich die Heimatkarte zur Hand nahm, die fremden Namen laut las und auf ihren Klang horchte, formten sie sich mir zu Versen, bei denen der alte Herr Fontane mit seinem Gedicht über die Havel-dörfer ein klein wenig Pate gestanden hat.

Skotschenine, Probotschine,
 Brokofschine, Domatschine,
 Schmarse, Schwierse, Groß-Dupine,
 und das schöne Kotzurschine;
 Goy, Malchawe und Pischkawe,
 Wilxen, Wilkau und Wilkawe,
 Rux, Irrschnocke, Bresa, Briese,
 Raake, Peuke, Schwoika, Striese,
 Baara, Saara, Saarawenze,
 Hei, da gibt es Zungentänze!
 Totschen, Pleische, Netsche, Glauche,
 Schmartsch, Schmolz, Schwoitsch und Nieder-
 Ottwitz, Kottwitz und Barottwitz, [zauche,
 Bohrau, Rohrau, Tinz und Zottwitz,
 Janowitz, Kryschanowitz,
 Bruschwewitz, Pohlanowitz,
 Zimpel, Zindel, Masselwitz,
 Oltaschin, Jerasselwitz,
 Daupe, Massel, Margareth,
 — ob's noch lange weitergeht? —
 Minken, Mahliau und Beckern,
 — ach, du kannst schon nicht mehr meckern —
 Kummerowe, Kurtsch, Krintsch, Krentsch,
 Bschanz, Schlanz, Tschansch, Jürtsch, Jeltsch u.
 — Jetzt gibst du den Geist auf, Mensch! [Jentsch.
 Und vorm letzten Zungenbruche
 langt's nur noch zu einem Fluche:
 Psa krew, pjerunje!

Dr. Demelt.

Die linke Loge

Fritz Lion schreibt uns:

Es ist schon lange her! — Nicht wahr, ein alberner Anfang? Aber ich will den Satz erst mal vollenden und da ist er gar nicht mehr so albern, dieser abgebrauchte Anfang. Also — es ist schon lange her, da ich diese kleine Geschichte erlebte. Wir Schauspieler hatten noch mehrjährige Verträge und bekamen unsere Gage pünktlich am 1. und 15. jedes Monats. Wir bekamen sogar auch Vorschuß, wenn wir ihn brauchten. Ich habe also doch recht mit meinem Anfang: „Es ist schon lange her“.

Ich war an einem ersten Berliner Theater engagiert und spielte gleich nach Antritt dieses Engage-

ments eine sehr schöne Rolle. In der achten Vorstellung nach der Premiere blickte ich ganz zufällig während des Spiels in die linke Loge, die dicht an der Bühne lag und sah da eine wunderschöne Frau. Von diesem Moment an war ich wie hypnotisiert. Ich gab mir die größte Mühe, nicht mehr hinzusehen, aber alle Energie half nichts. Immer wieder mußte ich in diese Augen schauen. Sie ließen mich den ganzen Abend nicht mehr los. Ich war damals noch sehr jung, und wenn man jung ist und noch dazu Schauspieler, dann ist man auch sehr von sich eingenommen und redet sich selbstverständlich ein, daß man auch für alle Frauen unwiderstehlich ist. Sie erwiderte also meine schwärmerischen Blicke. Natürlich! Wohin sollte sie auch sonst schauen? Ich kam nicht einen Augenblick auf die Idee, daß das vielleicht meiner Rolle galt. Als die Vorstellung beendet war, stürzte ich wie ein Wahnsinniger in meine Garderobe. So rasch war ich noch nie umgezogen. Schon war ich am Ausgang des Theaters. Ein elegantes Auto wartete. Sie stieg ein und wollte die Tür zuschlagen. Da war ich aber bereits am Wagen-schlag: „Gnädige Frau ich muß Sie wiedersehen!“ Eine Stimme kam jetzt aus diesem süßen Mund, die mich vollkommen behexte: „Ich habe leider sehr wenig Zeit und jetzt bitte ich, geben Sie die Tür frei. Ich muß nach Haus, mein Mann erwartet mich.“ Ich stotterte: „Werde ich von Ihnen hören?“ Sie lächelte: „Sicher! Sie werden von mir hören, das verspreche ich Ihnen.“ Dann rollte das Auto davon.

Drei Tage wartete ich. Kein Lebenszeichen kam. Ich war totunglücklich.

Am vierten Tag kam mein Direktor in der Pause in meine Garderobe. Er duzte uns alle väterlich. „Hör mal, mein Junge“, sagte er, „du weißt doch, daß wir mit dir sehr zufrieden sind, aber du hast eine sehr schlechte Angewohnheit, die mußt du dir abgewöhnen.“

„Nanu?“ erwiderte ich perplex. „Was ist denn das?“

„Du guckst zuviel ins Publikum, das ist etwas sehr Häßliches.“

Empört schrie ich ihn an: „Das tue ich nie!“

„So? Und vorigen Mittwoch? Die linke Loge?“ Mein Gesicht hellte sich auf: „Ja, die linke Loge! Am Mittwoch! Das gebe ich zu. Da saß auch eine so wunderschöne Frau darin. Da hätten Sie, lieber Direktor, sicher auch poussiert, wenn Sie an meiner Stelle auf der Bühne gestanden hätten.“

Mein Direktor kämpfte mit einem Lächeln, dann sagte er: „Ich werde dir mal was sagen, das war meine Frau, und wenn du das noch mal machst, bekommst du von mir ein paar Backpfeifen und keinen Pfennig Vorschuß mehr.“

Ecksteins höhere Lehr- und Vorbereitungsanstalt, Breslau, Ohlauer Str. 4, unterrichtet Schüler und Schülerinnen aller Schularten von Ull—OI. Auch eigene Mädchenklassen für Schülerinnen. Für Berufstätige besonderer Unterricht in den Abendstunden. Über 90% der Prüflinge bestanden bisher das Abitur.

Besonderer Beachtung empfehlen wir den der vorliegenden Ausgabe angegliederten Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schuhbrücke 83**, betr. „Das Buch unserer Zeit“

Erfolg durch Wissen

Bildung durch die Oper

Ersparnis bei Zeichnung
eines Abonnements

im Stadttheater

Der Wanderer im Riesengebirge

*Unentbehrlich für den Touristen
und Wintersportler, wie für den
Freund der Heimat u. des Gebirges*

*Jeden Monat ein reich bebildertes Heft
Bezugspreis: Vierteljährlich 15 Pfg.
Probenummern kostenfrei durch*

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau 1

Nichtversetzte holen verlorene Zeit ein!
Ecksteins höhere Lehr- und Vorbereitungsanstalt
Tel. 235 36 Breslau, Ohlauer Str. 4 (am Ring) Sprechst. 1/2 I—2
Ull—OI für Schüler und Schülerinnen aller Schularten
Für diejenigen Schülerinnen, die nicht an dem gemeinsamen Unterricht teilzunehmen wünschen, werden eigene Mädchenklassen eingerichtet. — Besonderer Unterricht für Berufstätige wird in den Abendstunden erteilt. — Prospekt auf Wunsch.
Auch März 1932 bestanden wied. alle Prüflinge d. Abitur

Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südoberdeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Sczobrot

Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischer Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-
schlesier‘ vorübergehen.“

*

Hermann Lietz-Schule

(Stiftung Deutsche Landerziehungsheime). Heime: Schloß Bieberstein Spiekeroog, Haubinda, Schloß Eitersburg, Schloß Buchenau, Schloß Gebesee, Staatl. anerkannte höhere Schule. Eigene staatliche Reifeprüfung, Grundschule und Sexta bis Oberprima. In den letzten 10 Jahr. über 200 Abiturienten. Gegründet von Hermann Lietz, dem Schöpfer der mod. Internatsschule. Urform aller späteren Landerziehungsheime. Individuelle allseitige Ausbildung und Erziehung. Ländl. Umwelt. Umfangreiche Werkstätten, ausgedehnte Sportplätze. Kleine Klassen Latein wahlfrei mit Lateinum abschließend. Anfragen an d. Oberleitung Dr. A n d r e e s e n, Schloß Bieberstein in der Rhön bei Fulda

Schauspiele
Opern
Filme

Vorträge
Bilder
Bücher
Konzerte
Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr

Wichtige Neuerscheinung!

Die Geschichte
der Grundherrschaft
Waldenburg - Neuhaus
unter besonderer
Berücksichtigung der
Industrielandgemeinde
Dittersbach

von Dr. Ludwig Häufler

Herausgegeben
vom Gemeindevorstand Dittersbach

Über 700 Seiten, mit Bildtafeln
großer Leinenband 15.— Mark

Das maßgebende Werk für die historische Entwicklung des Waldenburger Berglandes bis in die unmittelbare Gegenwart

Die Geschichte des Waldenburger Berglandes in engster Beziehung zur schlesischen Landesgeschichte dargestellt. Die Begriffe: Dorf, Weichbildstadt, Burgbezirk werden in ihrem Verhältnis zueinander eingehend untersucht. Die Probleme der dörflichen Verhältnisse, die soziale Schichtung des Schweidnitzer Weichbild-Adels, die wirtschaftliche Lage der Waldenburger Grundherren; die Entwicklung des Gerichtswesens, die Gestaltung der bäuerlichen Besitzverhältnisse, die Entwicklung der Leinenindustrie und des Kohlenbergbaues von den Anfängen bis zur Gegenwart, der Einfluß der friderizianischen Wirtschaftspolitik auf die Verhältnisse des Gebietes, die Entwicklung der politischen Gemeinde Dittersbach, die Neugestaltung der Dorfverfassung, Wohlfahrts- Gesundheits- Wohnungsfürsorge, Gemeindeetat und Steuerwesen, statistische Übersichten über die Entwicklung des Wohlfahrtssets und des Steuerwesens. Wichtige Urkunden, viele bisher völlig unbekannte Quellenstücke, z. B. ein schlesischer Landfrieden aus der Zeit Karls IV., Dokumente aus der Hussitenzeit und den politischen Wirren des 15. Jahrhunderts, Entwicklung der Verhältnisse von Kirche und Schule

Wie man schon aus diesen Stichworten ersieht, ist hier ein ungeheures Material gesammelt und verarbeitet. Ein Werk, das mit dem Interesse weitester Kreise rechnen darf

Ostdeutsche Verlagsanstalt

G. m. b. H.

Breslau 1

Ein neues
Paul-Keller-Buch
Dergrabenese Gut

und andere Erzählungen

Keller erzählt in seinem neuen Werk aus seiner Jugend, zu einer Zeit, als er noch mit seinen Eltern im Plauewagen durch das Waldenburger Bergland zur Kundschaft fuhr. Seine Großeltern werden lebendig, schlesische Art und schlesisches Leben weiß er fesselnd nahe zu bringen. Erinnerungen an Vortragstreifen schließen sich den Erzählungen seiner Kindheit an. Beiträge voll ernster und heiterer Lebensweisheit und schalkhafter Satire geben zusammen mit den Erinnerungen ein Bild vom Werden und Sein dieses wahrhaft deutschen Dichters.

264 Seiten, in Leinen gebunden nur

375
RM

Ein mühsames Buch von
Oktavie Bernbaum-Ottome

Nur ein Bauer

Ein Roman deutscher Bauernnot

Die Handlung spielt in Ostpreußen, dem Lande der Bauern und Gutsherren. Alle sind sie von der Not der neudeutschen Verhältnisse in ihrer Existenz bedroht, Schutz erfahren sie kaum, und so konnte Brausewetter dem Leben jene Blutsauger nachzeichnen, die heute rigoros die unschuldig verschuldeten Bauern in ihre Netze ziehen. Nur ein Bauer! — Aber Brausewetter zeigt auch die aufregenden, mutigen Gegenmaßnahmen der Bauern, von denen er uns prächtige Gestalten wie im Bilde zeigt. Zum Verständnis der tatsächlichen Lage des deutschen Bauerntums in der Gegenwart im allgemeinen und im Osten im besonderen lese man dieses Buch, und man wird neben dem Erlebnis deutscher Bauernnot als Nutzen ein untrügliches Wissen um die zwangsläufige politische und geistige Entwicklung des Bauerntums erhalten.

224 Seiten, in Leinen gebunden nur

375
RM

In jeder Buchhandlung zu haben.
Prospekte kostenlos vom
Bergstadtverlag, Breslau

Kämpfe

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesiſchen Kunstlebens betrachtet die Schlesiſche Zeitung als eine beſonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesiſchen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Ignoranz

Kritiken in der Schlesiſchen Zeitung ſind von jeher als beſonders ſachkundig u. tiefführend anerkannt

Die Kunſtfreunde Ostdeutschlands leſen daher in erſter Linie die

Schlesiſche Zeitung



Verlag Wilh. Goffl. Korn

Breſlau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Bollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50
Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—
einſchließl. der Wochenbeilage Schlesiſche Illuſtrierte Zeitung

DIE VOLKSWACHT

größte ſozialdemokratiſche Tageszeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

Anzeigen
haben stets Erfolg

Sogroß →

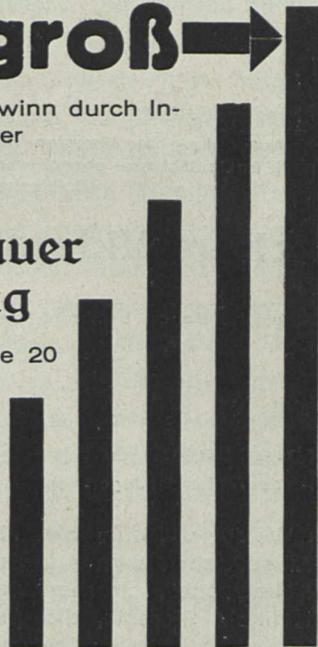
wird Ihr Gewinn durch Inſertion in der

Neuen Breslauer Zeitung

Herrenſtraße 20

Tel. 23 147/48

Probennummern
jederzeit
gratis
erhältlich



Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G.G.V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 60 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 10 000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist beſtrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrsweſen zu beſſern, das Wandern in den ſchönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Ausſichtstürme, die Wegebezeichnung und zwei Gebirgsbauten: die Hindenburgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz ſowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pflegt die Heimatforſchung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er ſchuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum und baut es durch Neuerwerbungen ſtändig aus. Die reich illuſtr. Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ erſcheint jährlich in 6 Heften, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag jährlich 3,50 RM. Meldungen ſind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorſtand in Glatz. Poſtdieck-Konto Breſlau 14110.

Der Hauptvorſtand des G. G. V.

Studiendirekt. Conrads, Vorſitzender, Habelschwerdt.

Tierarzt Roemer, Hauptgeſchäftsführer,
Glatz, Neulandſtr. 1, Fernruf Glatz 110



Widerstands - Verlag / Berlin

Die grundlegenden Schriften der deutschen Widerstandsbewegung
sind folgende Bücher von

Ernst Niekisch

Gedanken über deutsche Politik

Preis in Halbleinen RM. 7.55

„Diese geradezu glänzend geschriebene Darstellung... des politischen Handelns... sollte kein deutschempfindender Tagespolitiker ungelesen lassen.“

Leipziger Neueste Nachrichten.

Entscheidung

Preis gebunden RM. 4.50, kartoniert RM. 3.25

„Dieses Buch bedeutet wirklich eine Entscheidung. Es ist kein literarisches Erzeugnis mehr, sondern ein Programm. Es wird keine Leser haben, sondern Jünger und Feinde.“

Der Tag.

Politik und Idee

Preis Halbleinen RM. 2.50, broschiert RM. 2.15

„Es gehört zu dem Besten, was seit der Aushöhlung der liberalen Theorie, seit dem Kriegsende, über die politische Problematik in Deutschland gesagt worden ist.“

Politische Wochenschrift.

Der politische Raum deutschen Widerstandes

Preis kartoniert RM. 0.15

Hier wird mit aller Schärfe der soziologische Boden bestimmt, der die deutsche Widerstandsbewegung künftig tragen wird.

Aktion der Jugend

Eine Rede an das Nachkriegsgeschlecht. — Preis RM. 0.30

Diese Rede entwickelt den Grundgedanken der Aktion der Jugend anläßl. des Youngplans

Ernst Niekisch bezeichnet die „Literarische Welt“ Nr. 4/5 unter den Nationalisten als den „vielleicht schärfsten Kopf von allen“. Er sei „ein eisernes logisches Gehirn, brillant einexerziert von Machiavelli, Clausewitz u. Nietzsche“. „Immer wieder fesseln“, so schreibt sie, „die gut machiavellistische, radikale Skepsis, die pessimistische Psychologie, der klare Sprachbau.“